1,60 DM / Band 175
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

# JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

# Der unheimliche Totengräber

Belgien F 30 / Frankreich F 4,- / Italien L 900 / Luxemburg F 30 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 4,75 i.m. / Spanien P 70




# Der unheimliche Totengräber

## John Sinclair Nr. 175

***von Jason Dark***

***erschienen am 10.11.1981***

***Titelbild von Vicente Ballestar***

Sinclair Crew

# Der unheimliche Totengräber

Mitternacht!

Der alte Friedhof schien zu leben, zu atmen. Er war überfüllt von geheimnisvollen Geräuschen, die der schaurigen Kulisse eine makabre Untermalung gaben. Der Wind fuhr über den Totenacker. Sein müdes Winseln schien selbst die Blätter zu erschrecken, die sich aufgeregt bewegten, wenn sie von ihm berührt wurden. Wie mit Geisterhänden strich er über jeden Fleck, tastete die Grabsteine ab, warf altes Laub vom vergangenen Winter hoch, bog die Zweige der Bäume und brachte eine Botschaft mit, die von den Toten in den tiefsten Gräbern verstanden wurde.

Sie kommen! wisperte der Wind. Sie kommen, und sie wollen das Blut.

Hütet euch, verkriecht euch in den Grüften und Gräbern, denn sie werden euch leersaugen bis auf den letzten Tropfen.

Als der Wind einschlief, verstummte auch die Botschaft. Dunkel, verlassen und leer blieb der Friedhof zurück. Nur eine Ratte huschte noch über die Gräber, riß ein altes Spinnweben entzwei und flog, als wäre der Teufel persönlich hinter ihr her.

Wie ausgestorben lag der Friedhof unter den dunklen Wolken. Nichts rührte sich mehr, nichts konnte die Ruhe der Toten stören.

Wirklich nichts?

Ein heimlicher Beobachter hätte ihn zwar nicht gesehen, aber gehört.

Es klangen Schritte auf.

Zuerst zögernd, schleifend, dann fest und hart. Steine knirschten unter derben Sohlen. Sie wurden ebenso zertreten wie kleinere Zweige oder Blätter.

Wo der Weg einen Bogen machte und die beiden alten Ulmen standen, erschien ein Schatten. Langgezogen und bizarr wanderte er über die Erde, kam näher, immer näher, stieg schon senkrecht an dem ersten Grabstein hoch und verharrte.

Der Ankömmling stand still - er lauerte. Es schien, als würde er die Atmosphäre in sich einsaugen. Jedes noch so unwichtig erscheinende Geräusch registrierte er genau, nahm es in sich auf, wertete es aus und handelte.

Noch blieb er stehen. Die Luft schien ihm nicht rein zu sein. Irgendwo mußten die Feinde lauern, das spürte er genau.

Und doch ging er vor. Er ließ die Wegbiegung hinter sich und konnte nun auf das alte Gräberfeld schauen.

Es war ein Mann.

Fast ein Riese. Hochgewachsen und breitschultrig. Mit einem Gesicht, das in der Dunkelheit grau schimmerte und nicht nur deswegen an Gestein erinnerte. Auch die Linien und Formen in dem Gesicht schienen aus Stein zu sein, so unbearbeitet wirkten sie. Die breite Nase saß schief, der Mund war eine Kerbe, das Kinn sprang eckig hervor, die Stirn war übergroß, und die Hände erinnerten in ihren Ausmaßen an Schubläden. Er hatte kräftige Finger. Sie waren mit Schwielen bedeckt, was davon zeugte, daß dieser Mann zupacken konnte. Und zupacken mußte er in seinem Beruf. Er war der Totengräber!

Seit Generationen schon übte seine Familie diesen Beruf aus. Und er Jock Gray, war der letzte in der Reihe. Er besaß keinerlei Nachkommen.

Wenn er starb, waren die Grays auch ausgestorben. Dann mußte ein anderer die Arbeit übernehmen. Das war Jock klar, dagegen hatte er auch nichts wenn ihm nicht eine andere Sache in die Quere

gekommen wäre.
Und der wollte er in dieser Nacht auf die Spur kommen. Heule würde er die Beweise finden!
Sein weißgraues Haar wirkte wie eine Perücke. Es war langewachsen und fiel fast bis auf die Schultern. Die gleiche Farbe wie das Haar zeigten auch die Augenbrauen, die sich wie zwei buschige Bögen über den lief in den Höhlen liegenden Augen wölbten! Diese Augen besaßen ebenfalls eine graue Farbe. Sie blickten klar und intensiv. Manch einem war unter diesem Blick bereits heiß und kalt geworden, denn Jock Gray war ein Mann, der Respekt verbreitete. Nie hatte es Klagen gegeben, er hatte seinen Friedhof immer in Ordnung gehalten, und der Herzog war auch zufrieden, denn Jock Gray sorgte neben seiner eigentlichen Arbeit dafür, daß die Familiengruft derer von Quinnthorpe tadellos in Schuß gehalten wurde. Da hatte er seine Prinzipien, da ließ er sich nicht reinreden.
Und nun diese Störung. Aber er war entschlossen, sie in dieser Nacht zu beseitigen.
Irgendwo schlug eine Uhr zwölfmal.
Geisterstunde.
Unwillig schüttelte Jock den Kopf. Die Uhr ging nach, es war bereits zwei Minuten später.
Dann vernahm er ein Geräusch, das ihn aufhorchen ließ. Räder ratterten über einen festgestampften Weg. Das geschah hinter der Friedhofsmauer, wo die Kutsche vorbeifuhr.
Nur - wer fuhr um diese Zeit noch aus? Vielleicht kam auch der junge Herzog zurück? Man wußte ja von ihm, daß er Freund der Damen und galanter Abenteurer war. Es gab keine Bedienung in der Schenke, die nicht sein Bett gesehen hatte.
Pferde wieherten. Sekundenlang übertönte Hufstampfen das Rattern der Räder.
Dann war es still.
Ein Wagenschlag schlug zu. Jemand hatte die Kutsche verlassen. Wollte er zum Friedhof?
Die Augen des Totengräbers nahmen einen lauernden Ausdruck an.
Egal, wer es war, um Mitternacht hatte niemand etwas auf diesem Gelände zu suchen.
Da es still war, vernahm der Totengräber auch die Stimmen. Das Lachen einer Frau. Es hörte sich schrill an. Schrill und überdreht, dann sprach ein Mann.
»Du wirst dich doch nicht fürchten, meine kleine Lady. Du bist doch gestern achtzehn Jahre alt geworden, da hat man doch keine Angst.«
Das war die Stimme des jungen Herzogs. Der Totengräber hatte sie genau verstanden. Sein Mund verzog sich. Er hatte diesen Bengel nie leiden können.

William Quinnthorpe, der jüngste Sohn, war ein widerlicher Lackaffe. Ein eitler eingebildeter Fant, ein arrogantes Früchtchen, das man vergessen hatte, zu erziehen. Er kam nicht auf seinen Vater raus, während sein Bruder Charles mehr dem alten Herzog glich.

Jock Gray zog sich zurück. Er ging soweit nach hinten, bis die Ulmen ihn deckten. Von hier aus beobachtete er die weiteren Vorgänge. Er hörte, wie das kleine Tor in den Angeln quietschte. Der Sohn des Herzogs und seine Begleiterin nahmen die Seitenpforte. Sie wollten also doch auf den Friedhof.

»Aber ich fürchte mich so, Sir!« rief das Mädchen.

William lachte. »Wovor fürchtest du dich, Kleines? Bist du noch unschuldig…?«

Als keine Antwort kam, da lachte er und legte seinen Arm um das Mieder. »Täubchen, komm mit mir. Hier stört uns niemand. Die Toten schweigen wie ein Grab.« Er mußte selbst über seinen Witz lachen.

»Aber können wir denn nicht in der Kutsche…?«

»Nein, das ist langweilig, da mache ich es immer. Wie heißt du noch, kleine Lady?«

»Judith.«

»Richtig, Judith. Du kommst aus der Stadt, wie? In London gibt es sicherlich nicht so schöne Männer wie hier, oder?«

»Du bist eingebildet.«

»Kann ich mir auch erlauben. Komm weiter, ich bin schon wieder nüchtern. Dieser Champagnerrausch verfliegt schnell.«

Bis jetzt hatte Jock hinter den Bäumen gelauert. Nun riskierte er einen Blick.

Die beiden schritten tatsächlich quer über die Gräber. Sie genierten sich nicht, die letzten Ruhestätten durch ihr unartiges Benehmen zu schänden. Sie zertrampelten Blumen, da fielen Vasen um, und sie wühlten mit ihren Schuhen das Erdreich auf. Was war ihr Ziel?

Jock Gray sollte es bald erfahren, denn William Quinnthorpe sprach laut genug.

»Ich weiß ein sehr schönes Plätzchen, kleine Lady. Schau, von hier aus kannst du es sehen.« Er blieb stehen und streckte seinen linken Arm aus, wobei er den Zeigefinger lang machte. »Da, siehst du den steinernen Sarkophag?«

»Ja.« Die Antwort war ein Flüstern.

»Da gehen wir hin. Er steht auf einer kleinen Wiese. Das Gras ist weich, ich weiß es.«

»Du hast es schon ausprobiert, nicht?«

»Und wie, kleine. Judith. Man liegt dort sehr bequem.« Er wollte sich ausschütten vor lachen, und das Mädchen schauderte.

Auch Jock Gray hatte die Worte vernommen. In seinen Augen schien es zu brennen, kein gutes Zeichen, bei ihm, denn die Wut stieg in ihm

hoch.

Er griff nach hinten, und die Finger seiner rechten Hand umklammerten das Instrument, mit dem er am besten umzugehen wußte. Es war eine Schaufel.

Allerdings keine normale, sondern ein Mittelding zwischen Spaten und Schaufel. Mit einem sehr breiten Blatt, und vorn lief es etwas spitz zu.

Damit hob er die Gräber aus, und er hatte diese Schaufel aus einem besonderen Grund mitgenommen. Für sein Vorhaben durfte er nicht waffenlos sein.

Es war eine instinktive Bewegung, mehr schutzsuchend, denn die Schaufel war sein Heiligtum. Die wurde gepflegt und gesäubert, damit konnte er umgehen.

Das Mädchen wollte nicht mehr. »Laß mich, William. Ich will nicht. Komm wir gehen. Wir können zu mir…«

William Quinnthorpe breitete die Arme aus. »Was hast du? Warum willst du nicht mit? Hier ist es doch herrlich.« Er lachte. »Niemand stört uns, ein ganzes neues Gefühl. Du wirst schon sehen, das ist prima.«

»Nein!«

Es war eine harte eindeutige Antwort, und der junge Mann zuckte zusammen. Er duckte sich regelrecht, um sich danach wieder in die Höhe zu schrauben. »Was hast du gesagt?«

»Das hast du genau verstanden.«

»Ja, ich habe es verstanden, und ich sehe nicht ein, daß ich mein Vorhaben ändere. Ich will dich haben, und zwar hier.«

Seine linke Hand fand ihre Schulter und drückte das Mädchen herum Dann griff er mit der Rechten zu, beugte ihren Kopf in den Nacken und brachte sein Gesicht dicht vor das des Mädchens.

»Hör zu, meine kleine Lady Noch bin ich brav gewesen, aber reize mich nicht. Ein Quinnthorpe, der nimmt, was er haben will. Hier auf dem Land gelten unsere Gesetze, hier sind wir die Könige. Hast du verstanden?«

»Ja, ja«, jammerte Judith. »Nur, was hat das alles mit diesem schrecklichen Ort zu tun?«

»Weil ich es so will!«

Judith schaute in die Augen des Mannes. Sie las darin einen unbeugsamen Willen und die Gier nach ihrem Körper. Judith hatte ein leidlich hübsches Gesicht. Sie trug ein hellblaues langes Kleid mit einem runden Ausschnitt. Man konnte sie nicht gerade als mager bezeichnen, deshalb wogte der Busen zum Teil aus dem Ausschnitt hervor. Die Blicke des Mannes klebten auf den Rundungen, bevor er seine Lippen daraufpreßte.

»Dann machen wir's hier«, flüsterte das Mädchen, von der

Leidenschaft angesteckt. Sie wühlte in Williams Haar.

Jock Gray stand stocksteif. Kein Muskel regte sich in seinem Gesicht das von einem düsteren Schatten verdeckt wurde. Noch härter umklammerte er die Schaufel und sah zu, wie der junge Mann das Mädchen weiterzog.

Sie näherten sich auf direktem Wege dem Sarkophag. Es war sowieso seltsam, daß dieser hohe, steinerne Sarg dort stand. Aber er war schon uralt, und der Herzog wollte einfach nicht, daß man ihn wegschaffte.

Er stand auf einer kleinen Lichtung. Das Gras wuchs um ihn herum wie ein grüner Teppich, und es war wirklich sehr weich, da hatte William Quinnthorpe nicht gelogen, denn er mußte es wissen. Irgendwie schaffte er es immer, die Frauen herumzukriegen. Sogar auf einen Friedhof konnte er mit ihnen gehen, und die Frauen ließen es sich gefallen.

Jock Gray beobachtete weiter. Er war nicht wegen dieser beiden hergekommen, sein Problem gestaltete sich ganz anders. Er machte Jagd.

Und das nicht auf Hühner, Gänse oder Enten, sondern auf Geschöpfe der Hölle - auf Vampire!

Ja, er hatte den begründeten Verdacht, daß dieser alte Friedhof von Vampiren heimgesucht wurde. Seine Gedanken wurden von den Vorfällen unterbrochen. Mit dem Rücken hatte William das Mädchen an die Wand des steinernen Sarkophags gelehnt. Seine Hände fuhren in ihr Haar und lösten es. Als blonde Flut umrahmte es rechts und links das Gesicht. Er beugte sich vor und küßte das Mädchen, während seine Hände auf Wanderschaft gingen und den Körper erforschten. Dann ließ er von ihr ab und brachte seine Lippen dicht an ihr Ohr.

»Zieh dich aus!« flüsterte er.

Sie kicherte. »Das Kleid kann ich nur am Rücken aufknöpfen. Es sind sehr viele…«

»So etwas ist meine Spezialität, kleine Judith.« Er lachte leise, und schon hatten sich seine Hände selbständig gemacht. Sie glitten über den Rücken, fanden den ersten Haken, den zweiten und erreichten die Knopfleiste.

Von nichts ließen sich die jungen Menschen ablenken. Sie wollten das tun, was die Natur forderte. Ihr Blut war in Wallung geraten, jeder wollte das gleiche und keiner von ihnen bemerkte die Gefahr, die sich zusammenbraute.

Der Sargdeckel bewegte sich.

Ein schwerer Deckel aus Stein, der von einer unheimlichen Kraft zur Seite geschoben wurde. Ein häßliches Schaben entstand dabei, dem Judith und ihr Freund keinerlei Bedeutung beimaßen. Sie waren mit sich selbst beschäftigt und das so intensiv, daß sie nicht die Öffnung sahen, die der zurückgeschobene Deckel bereits freigelegt hatte.

Jemand lauerte in der steinernen Totenkiste!

Judith keuchte. »Ich muß verrückt sein!« flüsterte sie. »Ehrlich verrückt, es hier mit dir zu treiben. Das darf nicht geschehen, aber es ist so… ohh… was machst du da?«

»Gefällt es dir nicht?« fragte William.

»Und wie. Du, meine Beine, sie werden ganz weich. Ich…«

Im gleichen Augenblick schob sich, eine Hand aus dem offenen Sargkophag. Bleich, mit gekrümmten Fingern und einer Haut, die wie Pergament wirkte.

Niemand sah sie. Nicht die beiden Liebenden und auch nicht Jock Gray, weil die Körper der jungen Leute eine freie Sicht unmöglich machten.

William hatte das Kleid so weit aufgeknöpft, daß er es über die Schultern des Mädchens ziehen konnte. Sie waren wohlgerundet und schimmerten weiß.

William tat es langsam, genußvoll. Es war jedesmal etwas Neues. Wie eine Blume, die er entblätterte…

»Ja, ja«, flüsterte Judith. »Bitte, mach schnell…«

Da packte die Hand zu!

***

Die Klaue hieb in den Hals des Mädchens, umfaßte ihn und drückte zu.

Sekundenlang schien die Szene zu einem Standbild zu werden. Das Mädchen rührte sich nicht, und auch William Quinnthorpe wußte nicht, was geschehen war.

»He«, sagte er, »du bist so komisch…«

Judith röchelte. Sie öffnete dabei den Mund und riß auch die Augen weit auf.

Und da sah William die Gestalt. Sie kam aus dem Sarkophag, in dem sie sich bisher versteckt gehalten hatte. Ein schreckliches, grausames Wesen mit einem bleichen blutleeren Gesicht, einer langen schwarzen Jacke und einer ebenso dunklen Hose. Das Haar war ebenfalls schwarz und umstand wirr seinen Kopf.

William Quinnthorpe begriff nichts. Er stand nur da und starrte. In seinem Schädel schien das Blut zu Eis geworden zu sein, jegliches Denken war ausgeschaltet worden.

Diese Gestalt durfte es nicht geben. Sie war ein Horror-Wesen, und doch eine Tatsache.

Auch Jock Gray sah den Unheimlichen. Sein Verdacht war zur Gewißheit geworden.

Er hatte es mit einem Vampir zu tun! Der Totengräber zeigte sich nicht einmal überrascht. Er war sogar irgendwie beruhigt, daß alles genau nach Plan lief.

William Quinnthorpe, den großen Frauenheld, packte das kalte Entsetzen. Er bekam mit, wie der Vampir seinen Mund aufriß und dem jungen Mann die beiden spitzen Eckzähne zeigte. Die Zunge schaute wie ein grauer Lappen zwischen ihnen hervor, und ein fauliger Geruch traf die Nase des Mannes.

Als sich der Vampir voll aufgerichtet hatte, ließ er das Mädchen los.

Judith sank in die Knie. Sie hielt sich ihren Hals, keuchte und spie aus.

Dabei drehte sie den Kopf und sah zum erstenmal die Gestalt, die sie gewürgt hatte.

Judith drehte durch. Allerdings nicht äußerlich, sondern innerlich. Ihr Seelenleben geriet völlig außer Kontrolle. Die Angst peitschte in Wellen hoch, ihr wurde schwarz vor Augen und sie fiel nach vorn. Gegen die Knie des jungen Mannes, der diese Berührung wohl merkte, sie aber nicht weiter registrierte.

Er ging zurück denn der Blutsauger machte Anstalten, aus dem Sarg zu klettern.

»Weg!« keuchte Quinnthorpe. »Verschwinde, du Bestie. Hau ab…«

Als Antwort erntete er ein gieriges Fauchen. Aus Erzählungen und Geschichten wußte er, daß Vampire Blut wollten. Und in diesem Falle sein Blut!

Das gab den Ausschlag.

William Quinnthorpe warf sich auf der Stelle herum und rannte wie von Furien gehetzt davon. Er schaute nicht nach rechts und nach links, sondern hetzte über die Gräber und jagte auf das kleine Tor in der Friedhofsmauer zu.

Um das Mädchen kümmerte er sich nicht. William dachte nur an seine eigene Sicherheit. Er war zwar ein großer Frauenheld und auch mutig mit dem Maul, ansonsten jedoch ein Feigling wie er im Buche stand.

Judith blieb allein zurück.

Bewußtlos, wehrlos…

Der Vampir stieg aus dem steinernen Sarg. Er senkte den Kopf, und der Blick seiner grausamen Augen fraß sich an dem blondhaarigen Mädchen fest.

Da lag sie! Er brauchte nur noch zuzupacken. Ihn dürstete nach Blut.

Lange Zeit hatte er nichts gehabt, jetzt wollte er trinken und saugen.

Seine Hände öffneten und schlossen sich, während er sich dem Mädchen entgegenbeugte, das von all dem nichts merkte. Der Blutsauger streckte seine rechte Hand aus und berührte die nackte Schulter des bewußtlosen Opfers.

Da griff Jock Gray ein.

***

»Laß es!« peitschte seine Stimme.

Selbst der Vampir erschrak. Normalerweise ließ sich der Blutsauger nicht aus der Ruhe bringen, doch diese Stimme jagte ihm einen Schrecken ein.

Er verharrte mitten in der Bewegung. Langsam hob er den Kopf und schaute den Sprecher an.

Jock Gray hatte sich aus seiner guten Deckung gelöst. Er kam näher.

Unbewegt war sein Gesicht, in der rechten Hand hielt er seine Schaufel.

Er hatte sie dicht hinter dem Blatt gepackt, so daß sie nicht nach unten zeigte, sondern waagerecht. Schritt für Schritt näherte er sich dem Blutsauger.

Der Vampir glitt zur Seite. Es war schon enorm, wie geschmeidig er sich bewegte, dann stehenblieb und fragte: »Wer bist du?«

»Ich bin der Totengräber.«

»Und was willst du?«

Jetzt blieb auch Jock Gray stehen. »Ich werde dich töten, du verdammter Blutsauger!«

Da lachte der Vampir. Er riß seinen Mund weit auf und legte den Kopf in den Nacken. Deutlich waren seine gefährlich spitzen Zähne zu sehen.

»Du willst mich töten, du Wurm? Das hat niemand geschafft, und das wird auch niemand schaffen.«

»Dieser Friedhof gehört mir. Ich bin sein Hüter. Und niemand wird ihn entweihen, auch du nicht!«

»Er ist schon entweiht. Ich habe hier meine Ruhestätte gefunden.«

»Es wird auch deine Letzte, wenn du zu Staub zerfällst«, erwiderte Jock fest. Er ließ sich von seinem Entschluß nicht abbringen, sondern ging weiter.

Er vertraute auf seine Kraft und auf die Wirkung seiner Schaufel. Sie besaß ein sehr scharfes Blatt, mit ihm würde er den Blutsauger in der Mitte zweiteilen.

Das hatte er sich vorgenommen.

Der Vampir sah, daß der Totengräber von seinem Vorhaben nicht abzubringen war, und er ahnte auch, wie man ihn umbringen wollte. Die Schaufel war gefährlich, das gestand er sich ein, deshalb mußte er sich etwas einfallen lassen.

So rasch es ging huschte er zur Seite und erreichte den Sarkophag. Er beugte seinen Oberkörper vor, tauchte ein, machte den Arm lang und holte einen Degen hervor. Die Klinge hatte schon Rost angesetzt, aber sie war noch immer geschmeidig, wie der Blutsauger durch eine rasche Biegeprüfung feststellte. Er warf die Haare zurück, bleckte seine Zähne und stellte sich.

»Jetzt kannst du kommen, Totengräber«, sagte er. »Dein Blut wird

mir besonders schmecken.«

»Du bekommst es gar nicht.«

»Abwarten.«

Beide belauerten sich. Durch die Stille drang das Geräusch einer abfahrenden Kutsche. William Quinnthorpe suchte das Weite. Wirklich ein echter Kavalier. Der Totengräber verzog das Gesicht, als er daran dachte.

Die Schaufel hielt er jetzt nicht mehr lässig, sondern mit beiden Händen gepackt. Das Blatt war nicht nur spitz, sondern auch breit. Damit hoffte er, die Angriffe des Blutsaugers abwehren zu können.

Und der Vampir attackierte. Er fintierte und stieß zu. Die Klinge war ein huschender Schatten, kaum zu sehen, und doch parierte der Totengräber. Es gab ein hell klingendes Geräusch, als sie mit dem Spatenblatt zusammenstieß und abgelenkt wurde. Dann schlug Jock Gray zu. Er zog das scharfe Schaufelblatt schräg von oben nach unten, wollte den Kopf des Blutsaugers, doch sein Gegner sprang geschmeidig zurück, und Jock schlug ins Leere. Dabei taumelte er nach vorn, ohne auf seine Deckung zu achten.

Der Degen war wie eine vorzuckende Schlange. Jock sah noch, wie die Spitze auf seinen Körper zuzuckte, wollte zur Seite, war aber zu schwerfällig.

Einen Herzschlag später spürte er den Schmerz. Er hatte seine Quelle in der Körpermitte und breitete sich blitzschnell aus, wobei er die Bewegungen des Totengräbers lähmte.

Der Vampir lachte. Er stieß kein zweitesmal zu, sondern schaute auf seinen Gegner, der nicht fähig war, sich zu rühren. Er stand wie eine Eins.

Der Vampir hatte den Degen wieder zurückgezogen. Das Blut vermischte sich mit dem Rost auf der Klinge. Und Blut quoll auch aus der Wunde des Mannes, der langsam, aber sicher an Kraft verlor. Sie schien zusammen mit dem Blut aus seinem Körper zu fließen. Noch hielt er die Schaufel fest, doch sie wurde ihm zu schwer.

Ihr Gewicht schien um das Dreifache angewachsen zu sein. Er öffnete die Finger, und die Schaufel prallte zu Boden.

Der Totengräber ächzte. Kalkweiß war sein Gesicht, auf dem der Schweiß in dicken Tropfen lag. Er begann zu zittern und wankte dann.

»Du verdammter…«

Sein weiteres Wort wurde vom Lachen des Vampirs übertönt. Der Blutsauger schaute zu, wie Jock Gray nach vorn fiel, dumpf auf die Erde schlug und mit dem Gesicht nach unten liegenblieb.

Er war noch nicht tot, doch das spielte keine Rolle. Der Vampir wollte das Blut, er mußte an den Hals des Mannes. Mit dem rechten Fuß drehte er ihn herum.

Jock Gray war schwer. Auch der Vampir hatte Kräfte, und er schaffte

es leicht.

Dann schaute er in das Gesicht, wobei er sich neben den Besiegten gekniet hatte.

Gray war noch nicht tot. Er atmete schwer und röchelnd. Blutbläschen hatten sich in seinen Mundwinkeln gebildet. Sein Gesicht glänzte schweißnaß. Er hatte es versucht, doch der Vampir war stärker gewesen.

Und nun lächelte er. Der Blutsauger zog seine Lippen zurück. Die spitzen Eckzähne leuchteten wie frisch poliertes Elfenbein. Er würde sie in den Hals des Mannes stoßen und dessen Blut aussaugen.

»Fahrt zur Hölle, Verfluchter!« röchelte Jock, der Totengräber. »Beim Satan bist du besser aufgehoben.«

»Ich habe gewonnen, du Wurm. Du kommst gegen einen Vampir nicht an. Was hast du dir nur eingebildet? Dieser alte Friedhof gehört mir, nicht dir. Und ich werde dein Blut trinken, damit es mich stärkt, bevor ich mich wieder zur Ruhe lege. Da!« Er stieß seinen Kopf vor, wollte die Zähne in den Hals des Mannes hacken, doch mit einem gräßlichen Schrei fuhr er zurück.

»Du Hund!« brüllte er, riß seinen Arm hoch und hielt ihn vor das Gesicht.

»Du verdammter Hund!« Der Blutsauger winselte und schrie zur gleichen Zeit.

Jock Gray hatte ihn reingelegt. Er war nicht unvorbereitet in den Kampf gegangen. Seinen Hals und seinen Körper hatte er mit Knoblauch und Weihwasser eingerieben.

Der Geruch war für den Vampir das nackte Grauen. Gerade gegen Knoblauch war er allergisch, denn einem Verwandten hatten Bauern einmal Knoblauchstauden in den Mund gesteckt, wodurch der Vampir elendig vergangen war.

Jock Gray atmete tief ein. »Willst du mich immer noch beißen, du verfluchtes Geschöpf?«

Der Vampir war nach ein paar Schritten stehengeblieben. Er starrte den anderen an. Sein Mund war aufgerissen, das Gesicht zu einer Fratze entartet.

An diesen Mann kam er nicht heran. Nicht menschliche Laute drangen aus seinem Maul, dann machte er kehrt und verschwand. Er war so geschockt, daß er auch nicht an das Mädchen dachte, das noch immer vor dem steinernen Sarkophag lag.

Jock Gray blieb liegen. Er merkte wie das Blut aus der Wunde drang, und mit jedem Tropfen verließ ihn die Kraft. Aber er wollte nicht sterben, nein, dieser Blutsauger sollte ihn nicht tot sehen. Diesen Sieg wollte er ihm nicht gönnen, deshalb durfte er hier nicht liegenbleiben, sondern mußte hoch und die anderen warnen.

Schwerfällig wälzte er sich zur Seite. Glühende Pfeile schienen durch

seinen Körper zu schießen. Diese normalerweise einfache Bewegung bereitete ihm ungeheure Schwierigkeiten. Seine Hände krallten sich in den weichen Untergrund fest, er bohrte die Finger hinein und schaffte es trotzdem noch, sich aufzustützen. So blieb er.

Sein Körper schien zu explodieren, als er auf einen Baum zurobbte. Es waren nur wenige Schritte, sie kamen ihm vor wie lange Meilen.

Trotzdem erreichte er sein Ziel, bekam seinen Arm hoch und umfaßte den untersten Ast.

Sekundenlang ruhte er sich aus. Er mußte sich erst einmal unter Kontrolle bekommen, wartete ab, bis die Schmerzen ein wenig nachgelassen hatten und versuchte es dann.

Jock Gray zog sich hoch.

Der Schwerverletzte kam auf die Füße. Breitbeinig blieb er stehen, schwankend wie ein Rohr im Wind, aber er fiel nicht. Es war schon unheimlich, woher dieser Mann die Energie nahm und noch unheimlicher war es, daß er sich auch in Bewegung setzte und über den alten Friedhof taumelte.

Es war wirklich ein Taumeln. Von Gehen oder Schreiten konnte man nicht sprechen. Seine Füße schleiften über den Boden. Sie stießen Steine zur Seite, knickten Gräser. An Grabsteinen stützte er sich ab, sein Atem ging pfeifend wie der einer Lokomotive. Der Friedhof drehte sich vor seinen Augen. Der Boden schien nur noch ein einziges Wellenmeer zu sein, das einmal hoch und dann wieder niederwogte. Er ging weiter.

Stur, unerbittlich. Er mußte Hilfe holen, sonst war alles vergebens.

Ein Grab hatte er an diesem Tag geschaufelt. Es war eine harte Arbeit gewesen, doch er verrichtete sie gern, denn er sah den Friedhof schon fast als sein Eigentum an. Er war der Hüter, dieser Totenacker durfte nicht geschändet werden.

»Nein!« keuchte er. »Nein…«

Und dann passierte es.

Jock Gray übersah das offene Grab. Plötzlich trat er mit dem rechten Fuß ins Leere. In einer grotesk anmutenden Bewegung riß er noch die Arme hoch, als wollte er versuchen, in der Luft Halt zu finden. Da war nichts.

Er fiel.

Schwer schlug der Totengräber auf dem Boden des frisch ausgehobenen Grabes und blieb liegen. Er wußte nicht einmal so recht, wo er sich befand, ihm war nur klar, daß er es nicht mehr schaffen würde, Hilfe zu holen.

Der Vampir aber war nicht geflohen. Er hatte Jock Gray beobachtet und auch gesehen, wie er in das Grab gefallen war.

Seine Chance.

Er näherte sich mit schleichenden Schritten, nahm die Schaufel auf

und blieb mit ihr in der Hand am Rand des Grabes stehen.
Sein Lachen war schaurig. Es hallte in den Ohren des Totengräbers wider und wurde zu einem regelrechten Schmerz, der sich in seinen Körper fraß.
Neben dem Grab lag die Erde zu einem braunen Hügel aufgeschüttet. In diesen stach der Blutsauger den Spaten mit dem breiten Schaufelblatt.
Der Vampir rächte sich auf eine furchtbare Art und Weise. Er schaufelte den Schwerverletzten zu.
Jede Schaufel Erde, die er auf den Körper schleuderte, begleitete er mit einem Fluch oder Lachen. Er fand schlimme Worte für den schwerverletzten Totengräber, der nach einigen Minuten kaum noch zu sehen war.
Nur der Kopf schaute hervor. Erdkrumen hatten sich in den grauen Haaren festgesetzt, dann verschwand auch der Schädel des Mannes unter einer Schaufel Lehm.
Jock Gray war nicht mehr in der Lage, etwas - zu unternehmen. Sein Lebensfaden riß.
Aber riß er wirklich?
Niemand wußte es genau, auch nicht der Blutsauger, der Schaufel für Schaufel den Lehm in das Grab kippte. Er arbeitete verbissen, fluchte hin und wieder und dachte nicht mehr daran, wie die Zeit verging.
Inzwischen war auch die blonde Judith aus ihrer Bewußtlosigkeit erwacht.
Sie wußte im ersten Moment nicht, wo sie sich befand, setzte sich aufrecht und schaute sich um.
Düstere Grabsteine, ein dunkler Himmel, fluchende und keuchende Laute, eine Gestalt, von der sie nur den Rücken sah.
Die Erinnerung kehrte zurück.
Nun hatte Judith sagenhaftes Glück. Sie schrie nicht einfach los, sondern kam auf die Füße und schlich sich in die entgegengesetzte Richtung fort. Dabei raffte sie ihr Kleid über der Brust zusammen, sah den hinter dem Friedhof beginnenden Wald und tauchte zwischen den Bäumen unter.
Sie fand eine Erdhöhle, in der sie sich die Nacht über versteckte.
Erst als der Tag graute, wagte sie sich aus ihrem Versteck. Ein paarmal noch hatte sie während der Dunkelheit den Vampir gehört. Vor Angst war sie fast vergangen, doch der Blutsauger hatte sie nicht entdeckt.
Vielleicht hatten auch ihre Gebete geholfen.
Beim ersten Sonnenstrahl verließ sie das Versteck und floh. Nie wieder hat man etwas von ihr gehört und auch nicht von dem Totengräber, der so plötzlich verschwunden war.
Daß er selbst auf dem Friedhof begraben sein würde, darauf kam

niemand.

Aber 100 Jahre später sollten die Menschen an die Ereignisse der Vergangenheit auf grausame Art und Weise erinnert werden…

***

Der Schuß krachte!

Die geballte Ladung an Schrott verließ den Lauf des Jagdgewehres und fand ihr Ziel.

Sie hieb in den Körper des Keilers, der unbeweglich wie ein Denkmal dastand, die Ladung auffing und dann zusammensackte, als hätte man ihm die Beine weggerissen.

»Getroffen«, sagte der Mann stolz. Seine Augen blitzten, während er die nächste Patrone in den Lauf schob, den er gekippt hatte.

Der Mann neben ihm nickte. »War auch kein Kunststück«, erwiderte er kratzig.

»Nun tun Sie mal nicht so, Conolly. Dieser Keiler mußte weg. Wollen Sie mit und ihn wegschaffen?«

»Nein, Morton, da gehen Sie mal allein.«

»Wie Sie wollen.« Morton hob die Schultern und brach durch das sperrige Gebüsch.

Er war ein Unternehmensberater, machte viel Geld und galt in der Branche als harter Geschäftsmann. Bill Conolly mochte ihn nicht, aber er hatte ihn auch nicht eingeladen und deshalb durfte er sich über die Zusammensetzung der Jagdgesellschaft auch nicht beschweren. Ein Bekannter, Viscount Quinnthorpe, hatte ihn eingeladen. Bill kannte die Feste und Gesellschaften im Landhaus des Herzogs, er war immer gern hingegangen, nur die Jagd auf unschuldige Tiere machte ihm keinen Spaß. Bill trug zwar auch eine Flinte, allerdings nicht, um zu schießen.

Sie war mehr eine Attrappe.

Bill Conolly war nicht allein gekommen. Er hatte seine Frau Sheila und seinen besten Freund mitgebracht.

Das war John Sinclair, der Geisterjäger.

Bill hatte sich von ihm getrennt. Johns Lust zu jagen, war auch nicht gerade die größte, und so war er mit Sheila am Grillplatz zurückgeblieben.

Bill hörte die Schüsse und die Kommandos der übrigen Jäger. Er hatte keine Lust mehr. Der Reporter wollte zum Grillplatz zurückkehren und dort einen Schluck nehmen. Vielleicht hatte das Personal auch schon die ersten Fleischstücke fertiggegrillt.

Das Land hier gehörte den Quinnthorps. Sie hatten es geerbt, und die Familie lebte bereits seit Hunderten von Jahren hier. Beziehungen zu den Windsors, dem Königshaus, unterhielten sie nicht mehr, deshalb waren sie auch nicht zur Hochzeit des Jahres eingeladen worden, als

Prinz Charles Lady Di ehelichte.

So etwas störte die Quinnthorps nicht. Sie hatten genug mit ihrer eigenen Familie zu tun und auch große geschäftliche Interessen. Die Familie gehörte zu den größten Holzlieferanten des Landes. Besitztümer befanden sich nicht nur in England, sondern auch in Schottland, sowie in Übersee.

Kennengelernt hatte Bill sie vor Jahren, als er einen Bericht über den Waldbestand seiner Heimat schrieb. Die Quinnthorps hatten sich damals sehr kooperativ gezeigt und Bill schalten und walten lassen.

Geleitet wurde das Holzimperium von einem Mann. Nach dem Tode des alten Herzogs hatte Sheldon Viscount of Quinnthorpe die Geschäfte übernommen, und sie florierten gut, denn der Mann kannte sich nicht nur in der Holzverarbeitung aus, sondern auch im modernen Management, das man ihm auf einer Wirtschaftsfachschule eingepaukt hatte. Weitere Kinder hatte der Alte nicht hinterlassen, dafür besaß Sheldon zwei Söhne, so daß ein Fortbestehen der Familie gesichert war. Die Kinder studierten in Eaton. Gregory, der Ältere, hatte sein Studium schon bald abgeschlossen.

Sheldons Frau hieß Anne. Sie war eine sehr attraktive Person, der man ihre 43 Jahre wirklich nicht ansah. Und sie gab sich natürlich, war bei den Mitarbeitern und beim Personal beliebt, während Sheldon doch manchmal grantig sein konnte. Wer Sorgen hatte, kam zu ihr, und meist fand sie auch eine Lösung. Zudem verstand sie sich mit Sheila sehr gut, die beiden Frauen trafen sich hin und wieder und gingen auch in London einkaufen.

Bill ging einen schmalen Weg entlang. Er wand sich schlangengleich durch die Büsche und war mit hohem Gras bedeckt. Ein Hase flüchtete, als er von den Schritten des Reporters aufgeschreckt wurde. Bill lächelte und ließ ihn laufen.

Drei Sekunden später krachte ein Schuß.

Der Reporter blieb stehen. Er verzog das Gesicht. Also hatte es den kleinen Hasen doch erwischt.

Dann sah er den Schützen. Es war einer von Quinnthorps Leuten. Er arbeitete als Führer, durchbrach die Büsche und hielt den toten Hasen an den Ohren gepackt.

»Sind Sie stolz darauf?« fragte Bill.

»Nein, aber die Tiere nehmen Überhand, Sir«, erklärte der Jäger.

»Wie Sie meinen.«

»Wollen Sie denn nicht schießen?«

»Ich brauche keine Aggressionen abzuladen, Mister.« Bill tippte an seinen grünen Jägerhut und ging.

Schon bald hörte er Stimmen und auch Gelächter. Der Grillplatz lag hinter der nächsten Biegung auf einer kleinen Lichtung, die vom Buschwerk und Bäumen umsäumt wurde. Von der Lichtung aus führte

auch ein Weg zum Landhaus der Quinnthorpes.

Gelacht hatte Sheila. Sie stand mit Lady Anne zusammen und unterhielt sich. Beide Frauen waren jagdmäßig gekleidet. Sie trugen grüne Lodenkostüme, Halbschuhe mit griffigen Sohlen und Jägerhütchen, die einmal das schwarze Haar der Lady verbargen und zum anderen Sheilas blonde Mähne.

»Da bist du ja endlich!« rief Sheila, als sie ihren Mann sah. »Hast du was geschossen?«

Bill grinste beim Näherkommen. »Ja, mein Liebling.«

»Was denn?«

»Böcke, nichts als Böcke.«

Zuerst zeigte Sheilas Gesicht Erstaunen. Dann verstand sie und begann zu lachen. Auch Lady Anne stimmte in das Lachen mit ein.

»Sie müssen meinen Mann verstehen«, sagte Sheila. »Er machte sich nicht viel aus der Jagd.«

»Dann geht es Ihnen wie mir, Bill.«

»Und warum kommen Sie mit?« fragte der Reporter. Er legte seinen Arm um Sheilas Schultern.

»Wegen der Geselligkeit. Es wird immer viel getrunken und auch gegessen.«

»Das sieht man«, sagte Bill. Mit dieser Antwort hatte er nicht unrecht, denn die Verbreitungen für ein kräftiges Abendmahl waren in vollem Gange.

An einem hohen Dreibein hing ein großer Kessel, in dem sich das kleingeschnittene Fleisch und die zahlreichen Zutaten befanden. Es wurde ein prächtiger Wildgoulasch, denn der Koch der Quinnthorps war dafür bekannt, daß er die Zubereitung dieses Gerichts ausgezeichnet verstand. Er ließ auch keine Helfer heran, sondern rührte selbst um und schmeckte auch ab. Dabei verdrehte er die Augen, und sein buschiger Schnauzbart zitterte.

Seine beiden Gehilfen mußten hin und wieder Gewürze reichen, und sie schnitten auch noch Fleisch klein. Ein appetitlicher Duft lag über der Lichtung. So manchem Gast lief bereits jetzt das Wasser im Munde zusammen.

»Da kriegt man einen unheimlichen Hunger«, sagte Bill und schielte in den Topf, unter dem ein Feuer brannte, dessen Flammen das Gefäß von allen Seiten wärmten.

»Reiß dich zusammen«, meinte Sheila und stieß ihren Mann in die Seite.

»Ich werde schon nicht naschen.«

»Das will ich dir auch geraten haben.«

Bill schaute sich um.

»Suchst du wen?« fragte seine Frau.

»Wo steckt John?«

»Ich glaube, der wollte mal austreten«, erwiderte Sheila leise.
Bill mußte grinsen, dann hellte sich sein Gesicht auf, denn er sah einen hochgewachsenen Mann mit blonden Haaren über den Weg kommen.
Der Mann war ich. Und ich wirkte wie ein Fremdkörper, weil ich als einziger keine Jägerkluft trug. Dafür war ich bewaffnet. Allerdings nicht mit einer Jagdflinte, sondern mit einer Beretta, deren Magazin mit Silberkugeln gefüllt war.
Ich war mitgegangen, weil Bill mich gedrängt hatte. Außerdem hatten wir Sonntag. Jane Collins wollte Schreibkram erledigen, Suko und Shao waren irgendwo unterwegs, und so hatte ich die Einladung angenommen.
»Na, du alter Eisenfresser!« rief Bill Conolly. »Hast du auch ein paar Böcke geschossen.«
»Und wie.«
Ich ging auf Sheila und Bill zu. Auch die Dame des Hauses gesellte sich zu uns.
»Wie gefällt denn einem Oberinspektor von Scotland Yard die Jagd so?« wurde ich gefragt.
»Ist nicht so mein Fall. Aber ich amüsiere mich trotzdem.«
»Sie jagen doch auch?« Die Lady lächelte, und ich sah winzige Fältchen in den Augenwinkeln.
»Wenn Sie es im übertragenen Sinne meinen, dann ja«, gab ich zurück.
»Und Ihr Beruf ist gefährlicher.«
»Es geht«, stapelte ich tief.
»Nein, nein, Mr. Sinclair. Man hört so einiges. Wie ich vernommen habe, sollen Sie sich mit Gespenstern und Geistern beschäftigen. Stimmt das?«
»Manchmal.«
»Das muß ungeheuer aufregend sein.«
»Es geht.«
Die Lady war zwar sehr nett, aber auch sehr neugierig. Das gefiel mir nicht, denn ich war privat hier. Bill grinste dazu, und auch Sheila lächelte.
Da hatten die beiden mich richtig reingelegt.
Lady Anne Quinnthorpe faßte meinen Arm. »Kommen Sie, Mr. Sinclair, setzen wir uns. Sie müssen mir etwas erzählen.«
Was sollte ich tun? Abweisen konnte ich sie schlecht. Also machte ich gute Miene zum bösen Spiel und nahm zusammen mit der Lady auf einem Baumstamm Platz, der als Sitzgelegenheit diente.
»Welchen Fall haben Sie zuletzt bearbeitet?« wollte sie wissen.
O je, es fing an. »Eine Rauschgiftsache«, wich ich aus und hatte dabei gar nicht mal unrecht. Denn als ich gegen die Werwolf-Sippe der

Vaselys kämpfte, wurde ich noch in einen Rauschgift-Fall hineingedrängt.

Lady Anne war etwas enttäuscht, »Ich hatte gedacht, Sie jagen Geister?«

»Nicht nur.«

Sie winkte einem Mitarbeiter und bat um einen Drink. »Möchten Sie auch etwas, Mr. Sinclair?«

»Was können Sie denn empfehlen?«

»Unseren Hauscocktail. Von mir erfunden.«

Ich lächelte. »Den nehme ich sofort.«

»Und wir auch!« rief Bill. Er und Sheila setzten sich ebenfalls.

»Kann man nach dem Genuß noch Auto fahren?« erkundigte ich mich.

»Natürlich. Außerdem essen Sie zwischendurch.«

»Das stimmt.«

Anne Quinnthorpe wandte sich an Bill Conolly. »Ihr Freund ist aber heute nicht sehr gesprächig.«

»Wieso?«

»Nun, ich fragte ihn nach einigen Abenteuern, und er berichtete von irgendeiner Rauschgiftsache, die er durchgestanden hat.«

»Das stimmt sogar«, meinte Bill. »John hat sich in Frankreich herumgetrieben.«

»Sagen Sie nur Paris?« Die Lady schaute mich an.

»Nein.« Ich lachte. »Nicht einmal in der Nähe. Es war bei Calais. Dorthin führte die Spur.«

»Waren Sie denn erfolgreich?«

Bevor ich eine Antwort geben konnte, brachte der Mann die Getränke.

Vier Longdrink-Gläser waren bis zur Hälfte gefüllt. Dem Anlaß entsprechend schimmerten die Drinks grün.

»Cheerio«, sagte die Lady.

Wir tranken.

Das Zeug schmeckte - ja, wonach eigentlich? Ich dachte nach. Tannennadeln, Haarspray, ein Schuß Whisky, Bitter Lemmon auch noch, und alles gut umgerührt.

Mein Fall war es nicht, und ich hatte auch das Gefühl, als würde das Zeug auf halbem Weg zum Magen hängenbleiben. Bill hatte auch kaum einen Schluck getrunken, er kannte das Mixgetränk wohl und grinste mich an.

»Hat es Ihnen geschmeckt?« erkundigte sich die Lady.

Ich wollte nicht unhöflich sein und erwiderte: »Doch, ja, man kann es trinken.«

»Also kippen Sie es weg, Mr. Sinclair.«

»Warum?«

»Soll ich Ihnen einen Spiegel geben? Da können Sie ihr Gesicht sehen.«

»Sorry.«

»Macht nichts. Aber wir sind vom Thema abgekommen. Haben Sie den Fall abgeschlossen?«

»So einigermaßen.« Dabei dachte ich an Lupina, die mir entwischt war.

Der Butler kam und nahm die Gläser wieder mit. Ich hatte kaum getrunken.

»Da Sie sich jedoch mit übersinnlichen Fällen beschäftigen, Mr. Sinclair, möchte ich Ihnen etwas erzählen. Erinnern Sie sich noch an Ihren Geschichtsunterricht?«

»Das ist lange her.«

»Auf jeden Fall existierten die Quinnthorps ja schon im letzten Jahrhundert und noch früher. Und vor ungefähr hundert Jahren ist etwas Seltsames geschehen. Wir beschäftigten einen Totengräber, vielmehr die damalige Familie beschäftigte ihn. Dieser Totengräber war sehr angesehen, er verrichtete seine Arbeit zur vollsten Zufriedenheit, aber eines Tages war er verschwunden. So mir nichts dir nichts. Wir haben nie wieder etwas von ihm gehört. Das soll mit einem Vampir zusammengehangen haben, der auf dem Friedhof sein Unwesen getrieben hat.«

»Gibt es hier einen Friedhof?«

»Ja, er gehört sogar zum Jagdgebiet. Allerdings kümmert sich keiner mehr um ihn. Er ist ziemlich verfallen, die Gräber sind im Laufe der Zeit eingeebnet worden.«

»Gab es den Vampir denn?«

»Mr. Sinclair, jetzt werden Sie mir richtig sympathisch. Natürlich gab es ihn. Einer der Ahnherren, ein Viscount William Quinnthorpe hat ihn sogar gesehen. Und er schlief danach nie mehr ein, ohne vor sein Fenster Knoblauch gehängt zu haben. Manchmal hing dort auch ein Kreuz.«

»Den Vampir hat man nicht gestellt?«

»Nein, und man hat auch von dem Totengräber keine Spur gefunden. Er war ebenso verschwunden wie seine Schaufel. Ist doch seltsam, nicht wahr?«

»Das ist es in der Tat.«

»Und was sagen Sie dazu?«

Ich hob die Schultern. »Liebe Lady Anne. Meiner Ansicht nach hat jede Familie mit Tradition ihre kleine Spukgeschichte aufzuweisen. So ist das nun einmal.«

»Ja, das kann schon sein.« Sie lächelte und hob die Augenbrauen hoch.

»Nur gibt es da einen kleinen Unterschied zwischen den

Geschichten.«
»Und welchen?«
»Die meine ist echt.«
»Ich habe nicht behauptet, daß Sie lügen, Lady Anne.«
»Nein, aber Sie glauben mir nicht.« Sie hob die Schultern. »Auch egal, nur wenn der Vampir noch einmal auftaucht, darf ich Ihnen dann Bescheid geben?«
»Gern.«
Lady Anne stand auf. Ich schaute ihr nach, wie sie zum Koch ging und mit ihm sprach.
»Die Geschichte kenne ich auch«, sagte Bill.
»Was hältst du davon?«
»Ebensoviel wie du.«
»Danke, daß hätte mir auch einer mit langen Ohren sagen können«, erwiderte ich grinsend.
Noch lachten wir. Doch das sollte uns sehr bald vergehen…

***

Der Mann, der den Keiler erlegt hatte und Morton hieß, lachte fett und irgendwie widerlich. Er schob seinen Hut in den Nacken, weil er auf dem Kopf schwitzte. Gerade er hatte dieses Biest erwischt, und er wollte es den anderen zeigen und die Arbeit keinen Treibern überlassen, sondern einen Teil der Beute selbst zum Lagerplatz schaffen.
Morton brach durch das Unterholz. Er trampelte alles nieder und stieß seinen Fuß dabei an einem aus dem Boden ragenden hohen Stein.
»Shit!« fluchte er, wobei er nach unten schaute. »Ein Grabstein, auch das noch.« Er schüttelte den Kopf. »Wo gibt es denn so etwas.« Morton konnte nicht ahnen, daß er auf dem alten Friedhof gelandet war, der ebenfalls noch zum Jagdgelände zählte.
Der Keiler lag ein paar Schritte weiter. Die Schrotladung hatte ihn fast zerfetzt. Das graue Fell war rot von Blut. Einiges war auch in die Erde eingesickert, wo es das hier wachsende Gras gefärbt hatte.
Als Morton neben dem Keiler stand und auf das tote Tier herabsah, schüttelte er den Kopf. Nein, da hatte er sich doch wohl ein wenig zuviel vorgenommen. Den schaffte er nicht zu tragen. Allein auf keinen Fall.
Ohne Trophäe wollte er auch nicht an den Grillplatz kommen und entschloß sich, die beiden langen Hauer des Tieres aus dem Gaumen zu schneiden.
Ein Messer trug er immer bei sich. Hirschfänger, sagte man auch dazu, eine scharfe Klinge, die so ziemlich alles zerschnitt. Der Griff bestand aus einem Stück Geweih, das einmal einem kapitalen

Zwölfender gehört hatte.
Morton zog die Klinge hervor. Er schlich noch einmal um den Keiler herum. Dabei wollte er sich davon überzeugen, daß er auch wirklich nicht mehr lebte.
Die Schrotladung hatte ihn getötet. Morton, an sich ein Feigling, war zufrieden.
Er ließ sich auf die Knie nieder und wog die Waffe in der rechten Hand.
Dieser Hirschfänger war schon gut. Dann begann er damit, die Zähne aus dem unteren Kiefer des Keilers herauszutrennen. Er hatte das Messer kaum angesetzt, als er gestört wurde. Zuerst durch den kühlen Windzug, der über den alten Friedhof strich, und dann glaubte er, der Boden neben ihm würde sich bewegen.
Er schaute genauer nach und wäre fast dabei von der Hocke auf den Rücken gefallen.
Da war nichts, das Ganze mußte eine reine Einbildung gewesen sein. Er machte sich wieder an die Arbeit, schielte jedoch zur Seite.
Wieder bewegte sich der Boden.
Morton wurde blaß. Das sah direkt schaurig aus, wie die Erde sich aufwellte, als würde jemand von unten dagegen drücken.
Sie brach auf.
Morton rechnete damit, daß ein Maulwurf hervorkommen würde, doch er täuschte sich.
Finger erschienen!
Dicke, mit Erdkrumen behaftete Finger, zur Klaue gekrümmt und mit kurzen, wie abgefressen wirkenden Nägeln.
Morton stöhnte. Trotz seiner Leibesfülle sprang er blitzschnell auf, blieb gebückt stehen und schaute auf die Hand, die sich immer weiter vorschob und der jetzt der untere Teil eines Arm folgte. Morton fiel ein, daß er sich hier auf einem alten Friedhof befand. Die Toten lagen noch unter dieser Erde, aber sie waren verfault, vermodert, zu Staub verfallen.
Da konnte keiner aus dem Grab steigen. Zudem gab es so etwas nur in Horror-Filmen, aber nicht in Wirklichkeit.
Morton stierte auf die Hand. Sein fleischiges Gesicht glänzte, so dick lag der Schweiß auf der Haut.
Das hatte auch mit seiner Angst zu tun. Er fühlte sich verdammt unwohl, und seine große Klappe war ihm buchstäblich im Hals steckengeblieben, jedenfalls bekam er nur mehr krächzende Laute über die Lippen.
Die Erde brach weiter auf.
Und nicht nur die Hand oder der Arm erschienen, sondern auch eine Schulter.
Morton stöhnte. Er wischte mit dem Handrücken über die nasse

Stirn, schluckte, flüsterte sinnlose Worte und sah, wie sich die Hand drehte, wobei die Finger in seine Richtung deuteten.

Wie ein Tuch lag die Stille über dem kleinen, verwilderten Friedhof. Morton hörte auch nicht die Stimmen der anderen Jäger, selbst die Vögel zwitscherten nicht mehr, nur ein dicker Rabe hockte auf einem Zweig, beobachtete den unheimlichen Vorgang und stieß einen krächzenden Schrei aus, der auf Morton wie ein Startsignal wirkte.

Er hatte das Gewehr und das Messer.

Die Schußwaffe lag zu weit entfernt, aber den Hirschfänger hielt er in der Faust.

Und damit wollte er die Hand des Unheimlichen abtrennen!

Der Gedanke war kaum in Mortons Hirn aufgezuckt, als er ihn schon in die Tat umsetzte. Zwei Schritte brachten ihn bis an die aufgebrochene Erde, er bückte sich und führte das Messer von rechts nach links.

Da packte die Klaue zu.

Es war ein eisenharter Griff, den Morton plötzlich spürte. Fünf Finger hielten sein Gelenk umklammert und ließen es nicht mehr los. Der Griff war ungeheuer stark, Morton verzog das Gesicht und wollte zurück, die Hand hielt ihn fest.

Der Mann rutschte aus. Seine Sohlen fanden keinen Halt mehr. Lang fiel er aufs Gesicht, während die Klaue aus dem Grab seine eigene Hand festhielt.

Sie drehte sie sogar herum. Morton stöhnte, weil der Schmerz bis zum Ellbogen hochzuckte und seine Schulter in Flammen zu setzen schien.

Wenn er sich nicht den Arm brechen wollte, mußte er die Bewegung mitmachen, die der Unheimliche aus der feuchten Erde ihm aufdiktierte.

Morton wand sich am Boden.

Er keuchte dabei, stöhnte und röchelte. Seine Augen hatte er weit aufgerissen, die Hacken stemmte er in den Boden, trampelte, aber er schaffte es nicht.

Sein Gegner stieg weiter aus dem Grab.

Schon sah Morton den Kopf. Kleinere Dreckkrumen rieselten rechts und links des Gesichts entlang, das bleich war wie Hammelfett. Dreck hatte sich auch in den Haaren verfangen. Verfilzt umrahmten sie den eckigen Schädel und ein Gesicht, in dem die Augen wie leblose Steine wirkten.

Kalt und grausam…

Auch die Kleidung war verschmutzt. Der Unheimliche trug eine alte Jacke, die ehemals schwarz gewesen sein mußte. Jetzt war sie verdreckt und halb zerrissen.

Dann erschien auch der linke Arm des Zombies.

Morton erschrak, denn er sah, was der lebende Tote da in seiner anderen Hand hielt.

Eine Schaufel!

Stück für Stück kroch er aus dem feuchten Erdreich, während Morton am Boden lag und sich wand wie eine Schlange. Urplötzlich ließ der Unheimliche ihn los.

Morton war so überrascht, daß er zuerst überhaupt nicht reagierte. Erst als er merkte, daß er seine Hand wieder bewegen konnte, zog er sich zurück.

Er kroch über den Boden, wimmerte und hielt seinen Blick starr auf den unheimlichen Totengräber gerichtet.

Mit dem Fuß stieß er gegen etwas Hartes.

Morton drehte den Kopf und zuckte zusammen, als er erkannte, wogegen er da gestoßen war.

Sein Gewehr.

Mit dem Fuß hatte er den Schaft der Schrotflinte berührt. Eine Patrone steckte noch in der Kammer. Wenn es ihm gelang, die Flinte an sich zu reißen, konnte er die Gestalt aus dem Grab vielleicht in Stücke schießen.

Morton warf sich schwerfällig herum. Er rollte so, daß er die Flinte greifen konnte. Mit beiden Händen hielt er sie fest und suchte das Ziel.

Dann richtete er die Doppelmündung auf den lebenden Toten.

Der starrte ihn an. Unbewegt blieb sein Gesicht. Bis zu den Hüften stand er noch im Grab, ein untotes Monster ohne Gefühl und ohne Seele.

Den Spaten hielt er fest, quer vor seinem Körper.

»Ich schieße dich in Stücke!« keuchte Morton. »Ich mache aus dir Hack…«

Nie hätte er damit gerechnet, daß der andere so schnell sein würde.

Bevor Morton die Finger krümmte, schlug der Untote mit dem Spaten zu.

Komisch, daß dieser verdammte Spaten so blank ist, dachte Morton noch, dann traf ihn die flache Seite mit ungeheurer Wucht. Die Schrotflinte wurde von dem Aufprall aus seiner Hand katapultiert. Sie flog weg, als hätte er sie nie festgehalten und landete irgendwo auf dem Boden, für ihn unerreichbar.

Er schrie.

Sein rechter Ellbogen schien nicht mehr vorhanden zu sein. Als er Arm und Finger bewegen wollte, schaffte er das nicht, der Arm war wie gelähmt.

Er schluchzte auf.

Der Untote stieg weiter aus seinem Grab, als wäre nichts geschehen. Er schüttelte sich nur, und Dreckkrumen rieselten von seinem Körper.

Neben dem Grab blieben sie liegen.

Dann zog er das rechte Bein an.
Morton starrte auf die Kniescheibe, und er sah, wie der Unheimliche den Spaten als Stütze benutzte. Er quälte sich förmlich in die Höhe.
Dem Jäger war klar, was der andere mit ihm vorhatte. Er würde ihn nicht am Leben lassen. Morton dachte an die gesehenen Krimis, an Zeugen, die etwas verraten konnten und so.
Noch lebte er.
Und, verdammt noch mal, das sollte auch so bleiben. Der dicke Geschäftsmann wußte selbst nicht, woher er plötzlich die Energie nahm, aber sie war vorhanden, schoß wie ein Strom in seinem Körper hoch, und er dachte an sein Messer.
Den Hirschfänger hatte er noch.
Er zog ihn hervor.
Mit der Waffe konnte er wirklich umgehen, das hatte er im Laufe der Jahre gelernt, und er würde es dieser verdammten Gestalt schon zeigen.
Die rechte Hand war kaum noch zu gebrauchen, weil die Finger sich nicht bewegen ließen, aber er hatte noch die linke.
Darin wechselte er das Messer.
Die Finger umkrampften den Geweihgriff. Am liebsten hätte er die Waffe sofort geschleudert, doch er wartete, bis der Unheimliche vollends aus dem Grab gekrochen war. Noch stand er gebückt, doch wenn er etwas von ihm wollte, dann mußte er sich aufrichten.
Und er tat es.
Morton holte aus.
Der Totengräber wandte ihm das Gesicht zu. Es sah aus wie eine fahle Leichenmaske. Eine Gänsehaut kroch über Mortons Rücken. Warum tut er denn nichts? Er kann sich doch verteidigen - er müßte doch…
Morton dachte nicht mehr weiter. Es war ihm auch egal. Er wollte ihn sich nur vom Hals schaffen.
Der Jäger schleuderte die Waffe. Ein schwerer Hirschfänger, gut ausgewogen, der sich einmal in der Luft überschlug und mit tödlicher Präzision sein Ziel fand.
Bis zum Heft hieb er in die Brust des Untoten.
Der Totengräber wurde durchgeschüttelt. Seine Mundwinkel verzogen sich für einen Moment nach unten.
Jetzt muß er fallen! dachte Morton.
Der Zombie fiel nicht.
Aufrecht blieb er stehen und schaute den Mann an, der das Messer geschleudert hatte.
»Nein!« ächzte Morton. »Nein, verdammt, das kann nicht sein, das gibt es nicht…« Er glaubte seinen Augen nicht zu trauen, denn der Untote hob den rechten Arm, packte den Griff und zog den

Hirschfänger aus seiner Brust.

Kein Tropfen Blut quoll hervor, und wie von Geisterhänden geführt, schloß sich die Wunde sofort wieder.

Das Messer aber schleuderte der Unheimliche zu Boden.

Dann ging er vor.

Morton wußte nichts von Jock Gray und dessen Aufgabe. Er sah in ihm eine Mordmaschine, die allein sein Leben wollte. So schnell kam er nicht auf die Füße. Seine Leibesfülle machte ihm schwer zu schaffen. In der Ferne hörte er den Klang der Hörner. Sie bliesen die Jagd ab, doch die auf ihn war soeben eröffnet worden.

Das Monster wollte sein Leben!

Morton rollte sich herum, kam auf dem Bauch zu liegen und stemmte sich in die Höhe, in dem er beide Hände flach auf den Boden stützte.

Er wollte weg.

Mehr stolpernd als gehend gelang es ihm und hörte hinter sich die dumpfen, gefährlich klingenden Schritte des unheimlichen Verfolgers.

Schaffte er es?

Morton riskierte den Zeitverlust und warf einen Blick über seine linke Schulter.

Jock Gray hatte den Spaten hoch erhoben. Er schlug zu.

Morton stand erstarrt. Er schien im ersten Augenblick danach zu wachsen, sein Gesicht verzerrte sich und wurde vom nackten Entsetzen gezeichnet, als er den roten Ring sah, der sich um seinen Körper zog.

Sein Blut!

Wieder hob der Totengräber den Spaten. Er wollte ein für allemal ein Ende machen.

Wie Morton es schaffte, sich trotz seiner Verletzungen herumzuwerfen, wußte er selbst nicht. Auf jeden Fall verfehlte ihn der zweite Hieb.

Dann rannte er. Morton floh schreiend und heulend vom Ort des Grauens…

***

Die Leute schienen gerochen zu haben, daß es bald Essen gab. Aus sämtlichen vier Himmelsrichtungen strömten die Mitglieder der Jagdgesellschaft zum Grillplatz.

Einige hielten ihre Trophäen in den Händen, andere Tiere wurden von den Treibern gebracht und in Reih und Glied zu Boden gelegt. Irgendwo ertönten die Jagdhörner, die auch noch die Nachzügler zusammenbliesen.

Auch Sir Sheldon Quinnthrope traf ein. Er saß hoch zu Roß, stieg ab und warf die Zügel einem Helfer zu, der das Tier wegführte. Quinntorphe sah so aus, wie man sich einen englischen Adeligen

vorstellt. Grauhaarig, schlank, hochgewachsen, ein längliches Gesicht, leicht gebogene Nase und ein Oberlippenbart. Sein Haar war graublond und immer sorgfältig gescheitelt.

Ich hatte mit ihm erst ein paar Worte gewechselt. Auch jetzt hielt ich mich abseits. Irgendwie war ich kein Freund von diesem Trubel. Ich hätte mich lieber in einen Pub gesetzt und so drei bis acht Bierchen zur Brust genommen, um danach selig dem Montag entgegenzuschlummern.

Man sprach über die Jagd. Auch die Conollys beteiligten sich an der Unterhaltung, während Lady Anne die Zubereitung des Essens überwachte.

Der Koch gab dem Wildgulasch noch den letzten Gewürzpfiff. Er schmeckte ein paarmal ab, zischte seinen Helfern Anweisungen zu und war noch nicht ganz zufrieden.

Inzwischen wurden Getränke gereicht. Man konnte Bier trinken und auch Rotwein.

Ich entschied mich für Bier. Es war gut gekühlt und löschte den Durst.

Bill kam zu mir. Auch er hielt einen Bierkrug in der Hand. »Und?« fragte er.

»Ich habe Hunger.«

»Das glaube ich.«

»Also für die Jagd werde ich mich nie begeistern können«, sagte ich ehrlich.

»Ich gehe auch nur mit, weil wir die gesellschaftlichen Formen wahren müssen. Die Quinnthorpes haben uns schon so oft eingeladen, immer konnte ich mich drücken, und dann konnte ich dich überreden, mitzugehen. Das gab den Ausschlag.«

Man blies zum großen Halali. Eine heilige Handlung der Jäger. An mir ging sie vorbei, ohne daß ich Tränen der Rührung in die Augen bekam.

Sitzplätze waren genug vorhanden. Man nahm auf den Baumstämmen Platz, und der Koch schlug gegen ein Eisendreieck, das eine Triangel ersetzte.

Trotzdem schallte der Ton über die Lichtung, und ein Raunen ging durch die tapferen Jäger.

Es gab Essen!

Sie stürzten sich. So war es immer. Da machten arm und reich keinen Unterschied. Wenn es etwas umsonst gab, kannte man keine Verwandten, da wurde rücksichtslos aufgeräumt. Das hatte ich schon bei einigen Gelegenheiten kennengelernt und hielt mich deshalb zurück. Es war genug da.

Auch Bill blieb bei mir, während Sheila zusammen mit Lady Anne bei zwei mir unbekannten Frauen standen, die hin und wieder einen

schrägen Blick zu uns warfen.
Bill, der alte Hundesohn, grinste schief. »Wahrscheinlich hat Sheila ihnen soeben erzählt, daß du Junggeselle bist, John. Deshalb schauen die Ladies so interessiert her.«
»Hör ja auf.«
»Aber die sind doch nett.«
»Ja, vielleicht für's Altersheim.«
»Du kannst doch in deinem Alter keine Ansprüche mehr stellen«, beschwerte sich der Reporter.
»Und warum nicht?«
»Na, ich…«
»Hör mal, Bill. Mit 'ner Sechzigjährigen habe ich ja keine…« Nein, ich sprach nicht mehr weiter, denn ich hörte plötzlich Schreie und sah, daß zwei Männer aufgesprungen waren.
»Da ist Morton!« gellte eine Stimme.
»Mein Gott, wie sieht er aus.«
»Der blutet!« kreischte eine Frau.
Ich wußte nicht, wer Morton war, aber ich hatte aus den Kommentaren herausgehört, daß dies kein Spaß mehr war, sondern bitterer Ernst. Drei Jäger stieß ich zur Seite, hatte danach freien Blick und sah diesen Morton.
Er taumelte aus dem Gebüsch, hatte den Weg erreicht und wankte ihn entlang auf die Lichtung zu. Seine Hände hatte er gegen die Brust gepreßt. Zwischen seinen Fingern schimmerte es rot, aber auch an der Seite und sogar am Rücken. Es sah aus, als hätte jemand quer über seinen Körper mit einem Schwert ein Zeichen gezogen.
Morton schien mehr tot als lebendig zu sein. Es war ein Wunder, daß er überhaupt noch laufen konnte. Wie ein Kleinkind bewegte er sich voran.
Sein Mund war aufgerissen, die Augen drangen fast aus den Höhlen, und dann stolperte er doch über seine eigenen Beine.
Er fiel nicht hin. Bill Conolly hatte die Situation erfaßt und war als erster bei ihm. Bevor Morton mit dem Gesicht zu Boden fallen konnte, federte er in Bills Arme.
Sekunden später stand ich neben dem Reporter, umringt von den anderen Mitgliedern der Jagdgesellschaft.
Ich schaute in fassungslose Gesichter. Staunen und Entsetzen paarten sich dort. Einige Frauen hatten sich abgewandt. Zwei Männer waren Ärzte. Sie kümmerten sich sofort um den Schwerverletzten, den Bill und ich neben dem Weg ins Laub gebettet hatten.
Die Wunde war nicht tief, dafür sehr groß, und sie blutete stark. Zum Glück hatten die Quinnthorpes vorgesorgt und einen großen Erste-Hilfe-Kasten mitgenommen.
Sofort wurde der Kasten herbeigeschafft. Die Ärzte gaben

schmerzstillende Mittel und kümmerten sich um die Wunden.
Ich schaute ihnen zu, während um mich herum die Menschen murmelten und flüsterten.
»Das ist doch kein normaler Unfall«, sagte Bill Conolly.
Da gab ich ihm recht.
»Hast du einen Verdacht?«
»Sieht mir nach Kampf aus. Selbst hat er sich die Verletzungen nicht beigebracht, und von einem Tier scheinen sie mir auch nicht zu stammen.«
»Hoffentlich kann er noch reden.«
Da hatte mir der Reporter aus der Seele gesprochen. Morton bekam einen Notverband. Man hatte ihm das Hemd ausgezogen. Er war bei Bewußtsein. Dick lag der Schweiß auf seiner Stirn, und der Atem drang röchelnd aus seinem Mund.
Ich fragte einen der beiden Ärzte. »Kann man mit ihm reden?«
Scharf fuhr er mich an. »Wo denken Sie hin, Mister? Dieser Mann ist verletzt, er muß in ein Krankenhaus.«
»Das weiß ich auch. Mich interessiert der Grund seiner Verletzung.«
»Da sagen Sie mir nichts Neues.«
Ich zeigte dem Arzt meinen Ausweis.
»Scotland Yard?« Der Doc war erstaunt.
»Ja. Kann ich jetzt mit ihm sprechen?«
Die beiden Mediziner tauchten einen Blick und nickten synchron. Sie waren einverstanden.
Ich kniete mich neben den Mann, dessen Augen weit aufgerissen waren.
Starr schaute er mir ins Gesicht.
»Mr. Morton«, sagte ich, »können Sie mich hören?«
»Ja.«
»Bitte, reißen Sie sich jetzt zusammen. Ich habe einige Fragen an Sie.«
»Reden Sie.«
»Wie ist es passiert?«
Morton verzog das Gesicht. Der Schmerz spiegelte sich in seinen Zügen wider. »Ich… ich hatte den Keiler erledigt und wollte mir die Zähne als Trophäen ausschneiden, als es geschah. Aus der Erde kam eine Gestalt. Sie… sie trug eine Schaufel bei sich und wollte mich umbringen. Ich… ich habe meinen Hirschfänger geschleudert, aber sie war unverletzlich…«
»Wo ist das passiert?«
»Im… Wald.« Er atmete pfeifend die Luft ein. »Da ist ein Friedhof, glaube ich, und dort habe ich ihn gesehen. Er ist kein Mensch mehr, eine Bestie.«
Ich hörte die Worte, und in meinem Gehirn überschlugen sich die

Gedanken. Dann spürte ich die Berührung an der Schulter und vernahm die Stimme des Mediziners.

»Es reicht, Mr. Sinclair. Der Verletzte braucht jetzt unbedingt Ruhe.«

»Ja, natürlich.« Ich stand auf. Auch der Arzt hatte die Worte vernommen.

»Der Mann scheint zu fantasieren«, meinte er.

»Wahrscheinlich.« Ich zündete mir eine Zigarette an und schaute zu, wie Morton abtransportiert wurde. Man bettete ihn vorsichtig auf den Rücksitz eines Fahrzeugs.

Bill Conolly kam zu mir. Auch er hatte die Ohren gespitzt und die Worte vernommen. »Das scheint dich anzugehen, John.«

»Glaube ich auch.«

Bill schaute sich um. »Ich war ja schon zweimal hier, aber einen Friedhof habe ich noch nie gesehen.«

»Wir können ja mal Lady Anne fragen.«

Bill fand meinen Vorschlag gut, und wir gingen zu den Frauen, wo wir auch Sheila fanden. Fragend schaute sie uns an, und ich nickte. Durch einen Blick bat ich Lady Anne, zu uns zu kommen. Sie entschuldigte sich bei den anderen und ging mit mir ein paar Schritte zur Seite, während Bill mit Sheila sprach.

Die Frau war bleich. Dieser Vorgang hatte auch bei ihr Spuren hinterlassen.

Ich bot ihr eine Zigarette an, sie schüttelte den Kopf und senkte den Blick. Leise sagte sie: »Mr. Sinclair, Sie haben mit dem Verletzten gesprochen. Konnte er etwas Konkretes sagen?«

»Ja.«

»Und?«

»Darüber möchte ich mit Ihnen reden, Lady Anne.« Ich ging bewußt nicht sofort in die Vollen, sondern redete ein wenig um den heißen Brei herum. »Es sieht nicht so aus, als hätte Mr. Morton einen Unfall gehabt. Wie man erkennen kann, ist er attackiert worden, und auch nicht von einem Tier.«

»Sondern?« flüsterte die Frau und schaute mir ins Gesicht.

»Haben Sie mir nicht die Geschichte von dem Totengräber erzählt?« erinnerte ich sie.

»Natürlich, das ist eine Familien-Legende.«

»Gibt es hier tatsächlich einen alten Friedhof in der unmittelbaren Nähe?«

»Ja, im Wald.«

»Von dort kam der Verletzte. Und er hat von einer unheimlichen Gestalt mit einem Spaten gesprochen, die ihn angegriffen hat, Lady Anne.«

Die Frau preßte ihre Hand dorthin, wo in der Brust das Herz schlägt. »Ist das Ihr Ernst, Mr. Sinclair?«

»Leider.«
»Aber dieser Totengräber lebt nicht mehr. Er ist gestorben. Schon vor hundert Jahren.«
»Wirklich?«
»Wie meinen Sie das, Mr. Sinclair?«
»Wissen Sie genau, daß der Totengräber gestorben ist? Hat man sein Grab gefunden? Wurde er beerdigt?«
»Nein.«
»Sehen Sie.«
»Aber er kann nicht mehr leben. Niemand wird so alt, Mr. Sinclair. Wirklich nicht.«
»Im Prinzip haben Sie recht, Lady Anne.«
»Aber?«
Ich lächelte. »Kein Aber. Ihnen das alles zu erklären, ginge ein wenig zu weit. Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn ich mich bei Ihnen einquartiere?«
»Sie wollen den Fall übernehmen?«
»Ja, Lady Anne. Sollte der Totengräber existieren, bedeutet dies eine kaum zu schätzende Gefahr für uns alle.«
Sie schüttelte den Kopf. »Mein Gott, ich kann es gar nicht fassen. Daß es so etwas geben soll?«
»Erinnern Sie sich daran, wie Sie mich fragten, ob ich Ihnen nichts von meinem Beruf erzählen könnte?« Als sie nickte, sagte ich: »Jetzt erleben Sie es hautnah.«
»Das stimmt.«
»Und um noch etwas möchte ich Sie bitten. Sprechen Sie mit niemandem darüber, wenn es sich eben vermeiden läßt.«
»Das ist selbstverständlich, Mr. Sinclair. Haben Sie sonst noch einen Wunsch?«
»Ja, ich möchte mir den Friedhof anschauen. Wie komme ich dorthin?«
Sie erklärte mir den Weg, und ich bedankte mich. Dann ging sie zurück zu ihrem Mann.
»Wir stecken ja wieder mittendrin.«
Ich hatte Bill nicht kommen gehört und drehte mich um.
»Scheint so.«
»Was hast du vor?«
»Einen Friedhof besichtigen.«
»Habe ich mir gedacht, und deshalb komme ich mit. Sheila und ich haben zudem beschlossen, noch bei den Quinnthorpes zu bleiben. Ich will sehen, wie sich die Sache entwickelt.«
»Das war auch meine Idee.«
»Dann können wir gehen?«
»Meinetwegen.«

»Ich sage nur noch Sheila Bescheid.« Bill Conolly verschwand.
Sheldon Quinnthorpe hatte in Anbetracht der Umstände die Jagdgesellschaft aufgelöst, was ihm auch niemand übelnahm. Nacheinander verschwanden die Leute.
Bill kam zurück. »Alles klar, wir können gehen.«
»Bist du bewaffnet?« fragte ich.
»Nicht mit Silberkugeln.«
»Ich ja.«
Der Reporter grinste. »Dann bin ich beruhigt.«

***

Bis zu unserem Ziel war es wirklich nicht weit, aber der Weg gestaltete sich als unangenehm. Es gab keinen breiten Pfad, sondern wir mußten quer durchs Gelände. Dieser Teil des Waldes wurde nicht gepflegt, hier ließ man die Pflanzen und Bäume wachsen, die Natur wucherte förmlich über.
Dann sahen wir den Friedhof. Oder das, was von ihm übrig geblieben war.
Ein paar alte Grabsteine standen noch schief im Boden. Sie waren mit Moos überwuchert und zeigten einen grünen Schimmer. Einige freie Flächen waren ebenfalls vorhanden. Dort wuchs das Unkraut kniehoch.
Bill entdeckte den erledigten Keiler zuerst. Ausgeblutet lag er auf dem Boden.
Und dicht danöben sahen wir es.
Unwillkürlich blieben wir stehen. Bill warf mir einen scheuen Blick zu.
Ja, ich kannte die Zeichen genau, die entstehen, wenn Tote aus kühlen, feuchten Gräbern klettern. Dort war die Erde immer aufgewühlt, als wäre ein riesiger Maulwurf bei der Arbeit gewesen. Zwangsläufig dachte ich an meinen ersten Fall überhaupt, der mich damals auf die Spur des Hexers Orgow gebracht hatte. Dieser Mann hatte mit Hilfe eines Mediums die Toten eines Friedhofs aus den Gräbern steigen lassen.
Und die Leichen hatten anschließend die Einwohner eines ganzes Dorf in Panik versetzt.
Hier schien nur eine Zombie aus dem Grab geklettert zu sein, denn weitere Spuren entdeckten wir nicht.
Ich suchte nach Fußabdrücken und fand sie auch bald. Vom Grab her mußte der geheimnisvolle Totengräber in schräger Linie im Wald verschwunden sein. Er war ohne Rücksicht auf Verluste gegangen, wobei er Zweige und kleinere Äste abgeknickt hatte.
»Wie ist der wieder zum Leben erweckt worden?« fragte Bill.
Ich hob die Schultern. »Da kann man nur vermuten. Dieser erlegte

Keiler liegt direkt auf dem Grab. Sein Blut ist in die Erde gesickert, vielleicht hat es den Anstoß gegeben.«

Bill war mit mir einer Meinung.

Er drehte seine Runden und durchsuchte das in der Nähe wachsende Unterholz.

Plötzlich stieß er einen überraschten Ruf aus. »Mensch, John, komm her.«

Ich war schnell bei ihm.

Bill hatte tatsächlich eine seltsame Entdeckung gemacht. Es war ein uralter Steinsarkophag, der, von Büschen umwachsen, in der Nähe zweier hoher Ulmen stand.

Wir schauten uns den Steinsarg an.

Keine Inschrift deutete darauf hin, wer in diesem Sarkophag lag. Er paßte auch nicht hierher, und ich fragte mich, wieso man ihn hingestellt hatte.

»Öffnen?« fragte Bill.

Die Idee hatte ich auch gehabt.

Da die Steinplatte ihr Gewicht hatte, machten wir uns beide an die Arbeit.

Selbst zu zweit benötigten wir viel Kraft, um den schweren Deckel zu bewegen. Er schien sich mit dem Unterteil irgendwie festgefressen zu haben, aber in gemeinsamer Anstrengung schafften wir es, das Ding ein Stück fortzuschieben.

Von nun an ging es leichter.

Als fast die Hälfte des Sarkophags freilag, konnten wir hineinschauen.

Die Bäume standen hier sehr dicht. Ihr Laub filterte auch den größten Teil des Sonnenlichts. Deshalb war es schwer, innerhalb des Sarkophags etwas zu erkennen.

Ich nahm die Lampe.

Viel brachte der dünne Strahl auch nicht, doch wir konnten sehen, daß der Steinsarg leer war.

»Da schläft keiner«, meinte Bill. »Nicht einmal ein Vampirbaby.« Er grinste.

»Mich würde interessieren, ob hier überhaupt jemand gelegen hat«, sagte ich.

»Vielleicht diente er nur als Schmuckstück«, vermutete Bill.

»Ein sehr seltsames, wenn du recht hast.«

»Das ist möglich.«

Wir ließen das Ding offen und kamen überein, uns erst einmal bei Lady Anne oder ihrem Mann zu erkundigen. Noch einmal schritten wir den Friedhof ab und suchten auch in der näheren Umgebung. Keine Spur von dem geheimnisvollen Totengräber.

Allerdings konnte man erkennen, welchen Weg er genommen hatte.

Nach den wenigen Fußabdrücken zu urteilen und wenn man die gedachte Linie weiterzog, mußte er sich dem Landhaus des Herzogs nähern.

Ich teilte Bill die Vermutung mit.

»Wenn das stimmen sollte, können sich die Quinnthorpes auf etwas gefaßt machen.«

»Sicher, aber wir haben auch eine Chance, ihn zu erwischen«, erwiderte ich.

»Was hält uns dann noch hier?«

»Nichts.«

***

Er schlich durch den Wald!

Eine unheimliche Gestalt, ein seelenloser, lebender Toter. Bewaffnet mit einem gefährlichen Spaten und dem Hirschfänger eines Fast-Opfers. Er hatte das Messer aus dem Boden gezogen und es eingesteckt. Instinktiv spürte er, daß diese Waffe ihm noch nützen konnte.

Jock Gray war tot und doch lebte er.

Eine nicht faßbare Kraft hielt ihn am Leben, sie sorgte dafür, daß er weiter existierte, denn er hatte sich in seinem normalen Leben nicht umsonst mit einem gefährlichen Totenkult beschäftigt. Nun erntete er die schaurigen Früchte.

Jock Gray machte es nichts aus, wenn sperrige Äste oder Zweige sein Gesicht streiften und peitschten. Schmerzen verspürte er nicht mehr. Die Zeiten waren vorbei. Er hatte lange im feuchten Grab gelegen, war nicht gestorben, sondern hatte auf das Ereignis gewartet, daß ihn ins Leben zurückrufen sollte.

Es war eingetreten.

Blut benetzte den Boden über dem Grab, drang in die Erde und hatte auch ihn erreicht. Einige Tropfen in seinem Mund waren der Katalysator gewesen.

Der unheimliche Totengräber erwachte. Er kletterte aus dem Grab und hatte seinen Friedhof sehen müssen. Schwer traf ihn der Schock. Was war daraus in den letzten hundert Jahren geworden? Man hatte ihn verwildern und verkommen lassen, niemand war da gewesen, der ihn pflegte und hütete.

Und dafür waren Menschen verantwortlich. Menschen, die er suchen, finden und töten würde.

Seltsamerweise existierte in seinem untoten Gehirn die Erinnerung noch.

Er wußte sogar die Namen, erinnerte sich an den Herzog, dessen beide Söhne, und er war sicher, daß dieses Geschlecht nicht ausgestorben war.

Dann hatten sie den Niedergang des Friedhofs zu verantworten. Und dafür sollten sie büßen.

Zuvor jedoch wollte er ein anderes Ziel ansteuern. Nicht weit vom Friedhof entfernt hatte früher eine Hütte gestanden, die ihm als Behausung diente. Jock Gray hoffte, die Hütte noch zu finden. Mit dem Spaten schlug er sich den Weg frei, wenn das Unterholz allzu sperrig wurde. Die Schneiden waren noch immer so scharf wie vor langen Zeiten, sie hatten nichts von ihrer Gefährlichkeit verloren. Er konnte nach wie vor mit einem Schlag jemand den Kopf vom Körper trennen.

Jock Gray blieb stehen.

Er drehte den Kopf und schaute aus seinen blicklosen Augen in die Runde.

Hier irgendwo hatte er sich früher herumgetrieben. Und ganz in der Nähe mußte sich auch seine Hütte befinden.

Für einige Zeit hatte er die Orientierung verloren. Er ging nach rechts, links und auch wieder zurück, aber einen Hinweis fand er nicht.

Sollte die Hütte zerstört sein?

Als dieser Gedanke in seinem Hirn aufwallte, drang ein drohendes Knurren aus seiner Kehle. Dann lauschte er, denn er hatte die Jagdhörner gehört.

Als dünne, verwehende Laute drangen sie an seine Ohren. Ihm war es egal.

Er ging weiter.

Brach jetzt noch stärker und schneller durch das Unterholz. Aufgeschrecktes Wild floh vor ihm. Durch das Blätterdach der Bäume sickerte wenig Licht. Es erreichte kaum den Boden und wenn, dann warf es ein helldunkles Muster.

Die Hütte.

Auf einmal sah er sie, und abrupt blieb der unheimliche Totengräber stehen.

Noch war sie von den an die Wand heranwachsenden Bäumen verdeckt, aber durch das Grün schimmerte bereits das dunkle Holz der Außenfassade.

Sie stand noch.

Jetzt hielt ihn nichts mehr. Er brachte die letzten Yards hinter sich, zertrampelte Büsche und Farnkraut, fegte sperrige Zweige zur Seite und stand vor seinem Ziel.

Schrecklich sah die Hütte aus.

Niemand hatte sich in den letzten hundert Jahren die Mühe gemacht und sie gepflegt. Die alten Holzschindeln hatten die Zeit am wenigsten überdauert. Zum Teil waren sie vom Wind abgedeckt worden und lagen irgendwo im Gelände verstreut, wo sie verfaulten und zu Humus

wurden.

Was noch als Rest auf dem Dach geblieben war, daran hatten Wind und Wetter ebenfalls genagt. Über der Eingangstür war durch irgendeinen äußeren Einfluß das Dach so weit vorgeschoben worden, daß die Schindeln nur noch wie an dünnen Fäden hingen.

Die Tür war zwar noch vorhanden, jedoch hing sie völlig schief in den Angeln. Das gleiche war mit den hölzernen Fensterläden geschehen. Sie waren sogar zum Teil abgefallen.

Silbern schimmerten Spinnweben an den Wänden, und der kleine Stall an der Rückseite des Hauses existierte überhaupt nicht mehr. Reste lagen auf dem Boden, wo sie verfaulten.

Um das Haus herum wucherte der Wald dicht. Da gab es Bäume, die Stürmen nicht standgehalten hatten und jetzt quer lagen. Sie wurden vom Unterholz überwuchert und zeigten auf ihrer Rinde hellen Schimmel, als auch grünes, fleckiges Moos.

Aber sie stand noch, und das allein zählte.

Der unheimliche Totengräber näherte sich der Tür. Seine schwieligen kalten Finger legten sich um den Rand und zogen die Tür auf. Sie knarrte häßlich. Das Geräusch schreckte einige Vögel hoch, die schrill pfeifend auf höchsten Zweigen Schutz suchten.

Jock Gray betrat sein Heim.

Feuchter, muffiger Gerücht empfing ihn, den er jedoch nicht wahrnehmen konnte, da er keine Sinne mehr besaß. Und doch spürte er das Fremde, das Andere, das vor einhundert Jahren noch nicht gewesen war. Etwas hatte sich verändert.

Dicht hinter der Schwelle blieb Jock Gray stehen. Witternd wie ein Tier hob er den Kopf, ohne allerdings begreifen zu können, was ihn störte.

Es war einfach da, mehr nicht.

Seine leblosen Pupillen bewegten sich, als er mit Blicken den düsteren Raum durchsuchte. Da stand noch das alte Regal, auch der Tisch.

Allerdings waren die Stühle zerbrochen. Am Dach fehlten Schindeln, der Wind konnte in die Hütte pfeifen.

Sehr hoch lag der Staub. Grauweiß waren die Fäden der Spinnweben.

Auf dem festgestampften Lehmboden wuchs Unkraut. Die Tür zum Anbau existierte nicht mehr. Dafür aber die gemauerte Feuerstelle dicht daneben.

So etwas wie eine Erinnerung blitzte im Hirn des lebenden Toten auf.

Die Feuerstelle war von je her für ihn von besonderer Bedeutung gewesen, genau wie das alte Holzbett, das ebenfalls die Jahre überdauert hatte.

Von der aus rohen Steinen gemauerten Feuerstelle ging der Zombie in die Knie. Er legte den Spaten zur Seite und zog das erbeutete

Messer.

Mit der Spitze fuhr er zwischen die Ritzen und hatte beim zweiten Versuch Glück.

Er berührte den Kontakt. Mit Leichtigkeit ließ sich ein Stein herausnehmen.

Die linke Hand des Totengräbers suchte in der Öffnung, und er fand das alte Tongefäß. Es war noch immer verschlossen. Vorsichtig hob er den Deckel ab.

Ein Knurrlaut drang über seine Lippen, als er in die Schale starrte. Der Teufelstrank, der ihn zum Zombie gemacht hatte, war nicht mehr vorhanden.

Er sah nur noch eine dunklere Kruste, auf der Kristalle glänzten. Doch damit zeigte er sich zufrieden. Wenn er Menschenblut hatte, konnte er den Trank vielleicht wieder herstellen. Er stellte die Schale wieder weg und drückte auch den Stein in die Öffnung.

Jetzt wußte er mehr.

Von seinem ursprünglichen Plan, die Familie des Herzogs zu bestrafen, hatte er nicht Abstand genommen. Er mußte sich nur entscheiden, wie er es anstellen sollte.

Früher hatte er immer auf dem alten Bett gelegen und darüber nachgedacht. Es waren Reaktionen gewesen, die auch die lange Zeit nicht hatte vergessen machen können, deshalb erinnerte sich Jock Gray wieder daran.

Als er vor dem Bett stehenblieb, spürte er wieder die Gefahr. Jetzt deutlicher.

Etwas lauerte hier.

Ein Feind!

Er hatte seinen Spaten mitgenommen. Auf diese Waffe wollte er einfach nicht verzichten.

Jock Gray sah nichts. Niemand außer ihm hielt sich in der Hütte auf. Von Spinnen, Käfern und anderen Kriechtieren einmal abgesehen.

Der Totengräber setzte sich auf das Bett. Eine alte feuchte Matratze war noch vorhanden, aber nicht die, die er einmal gehabt hatte. Sie mußte nachträglich auf das Bett gelegt worden sein, von irgend jemand, der hier übernachtet hatte.

Jock sah auch die feuchten Flecken auf der Matratze. Sie kamen ihm vor wie Blut.

Dann legte er sich hin.

Es war ein gutes Gefühl, so wie damals, und der Untote grunzte vor Wohlbehagen. Er ließ sogar den Spaten aus der Hand und vergaß für einen Moment die drohende Gefahr.

Sie war noch vorhanden.

Und zwar stärker als zuvor.

Nur sah oder bemerkte Jock sie nicht, denn sie befand sich nicht vor

oder neben ihm, sondern unter dem Bett.

Plötzlich spürte er einen scharfen Ruck im Nacken, der sich fortpflanzte, und als er an seinem Gesicht entlangschielte, sah er die rostige Säbelspitze, die aus seiner Kehle schaute. Jemand hatte sie ihm von unten her durch den Hals gestoßen!

***

Der rote Wein sah aus wie Blut, und er befand sich in schweren Kristallgläsern, die wir in den Händen hielten.

Wir, das waren Lady Anne, Sheila Conolly, Sir Sheldon, Bill und ich.

Zusammengekommen waren wir im Arbeitszimmer des Herzogs, einem großen rechteckigen Raum, der sicherlich 60 Quadratmeter und mehr maß. Die Wände waren mit Bücherregalen vollgestellt. Es gab eine lederne Sitzgruppe und einen Schreibtisch, für den jeder Antiquitätenhändler ein Vermögen gezahlt hätte.

Der Viscount hatte die Vorhänge zugezogen und dafür die Wandlampen eingeschaltet. Ihr Schein fiel auch auf die leicht grünlich schimmernde Seidentapete und berührte mit seinen Ausläufern noch den Kronleuchter unter der Decke.

Wir tranken.

Die übrigen Gäste der Jagdgesellschaft waren gefahren. Morton lag bereits im Krankenhaus. Sir Sheldon erkundigte sich soeben nach seinem Befinden.

»Ja danke, dann rufe ich später noch einmal an«, sagte er zum Abschluß und legte auf. Er drehte sich. Gespannt schauten wir ihn an.

»Wie geht es ihm?« fragte Lady Anne.

Sheldon holte ein Tuch aus der Innentasche und tupfte den Schweiß von der Stirn. »Nicht gut, die Ärzte sind ein wenig pessimistisch. Er hat zuviel Blut verloren.«

Lady Anne wurde bleich und faltete die Hände. »Mein Gott, hoffentlich kommt er durch.«

Wir nickten betreten.

Der Herzog schaute mich an. »Mr. Sinclair, wie kommt es, daß gerade unsere Familie diese Schrecken erleiden muß?«

»Den Grund weiß ich auch nicht. Er muß in der Vergangenheit liegen.«

»Sie denken an den Totengräber?«

»Ihn jedenfalls hat Mr. Morton erwähnt.«

»Könnten das Fieberfantasien gewesen sein?«

»Das glaube ich nicht. Zudem haben wir selbst ein, sagen wir ruhig, aufgebrochenes Grab gesehen.«

Lady Anne hatte die Augen weit aufgerissen. »Das kann ich nicht begreifen. Wie können Tote lebendig werden?«

Ich hob die Schultern. »Verlangen Sie bitte keine konkrete Antwort

von mir, Mylady. Ich weiß es selbst nicht genau. Außerdem ist es nicht der richtige Zeitpunkt, nach Gründen zu suchen. Wir müssen uns fragen, was wir dagegen unternehmen können und uns erst einmal mit den Tatsachen abfinden.«

Lady Anne nippte an ihrem Glas. »Ich dachte immer, daß die Geschichte mit diesem Totengräber nur eine Legende war.«

»Wie sehen denn die genauen Fakten aus?« fragte Bill Conolly.

Er erntete erst einmal Schweigen. Schließlich räusperte sich Sir Sheldon Quinnthorpe. »So genau weiß das niemand von uns. Die Geschichte verliert sich immer im Netz der Fabel und Legende. Ich kann Ihnen Konkretes nicht mitteilen.«

»Doch!«

Zu unser aller Überraschung widersprach Lady Anne. Sie hatte den Arm angewinkelt und ihre rechten Zeigefinger gegen die Stirn gedrückt. »Es gibt da ein altes Buch, eine Art Chronik. Dort müßte etwas über den Fall stehen.«

»Das kann sein«, gab der Herzog zu.

»Haben Sie das Buch denn greifbar?« wollte ich wissen.

»Ich glaube ja.« Der Herzog trat an eines der Regale. Es war mehr ein Schrank, denn eine verglaste Tür schützte die alten Bücher und Folianten vor dem Zahn der Zeit.

Sir Sheldon schloß die Tür auf und ließ seine Blicke über die dunklen Buchrücken wandern. »Da ist es ja«, sagte er und zog ein Buch hervor, das ziemlich abgewetzt und auch zerlesen aussah, was man beim Aufklappen sehen konnte.

Der Herzog begab sich zu seinem Schreibtisch, nahm Platz und blätterte.

»Auf Anhieb werde ich es wohl kaum finden können«, murmelte er. »Sie müssen mir schon etwas Zeit geben.«

»Natürlich.«

Er knipste eine Lampe an. Es wurde still im Arbeitszimmer. Nur unser Atem war zu hören. Hin und wieder blätterte der Herzog vorsichtig weiter, er wollte das sehr alte Papier nicht zerstören. »Ja«, sagte er, »hier ist es.«

Neugierig traten wir näher, und der Herzog las den Text vor, der noch in einem alten Englisch abgefaßt worden war.

Ich fasse hier nur zusammen. Die Quinnthorpes hatten damals tatsächlich einen Totengräber namens Jock Gray eingestellt. Er war ein sehr guter Mann, der sich mit viel Fleiß um den Friedhof kümmerte. Er erledigte seine Arbeit ausgezeichnet und war stets bemüht, den Gottesacker von finsteren Gestalten freizuhalten. Das gelang ihm auch, bis er eines Tages wie vom Erdboden verschluckt war. Zuvor jedoch hatte der Sohn des damaligen Herzogs auf dem Friedhof ein einschneidendes Erlebnis. Er berichtete von einem

Vampir, der in dem alten Steinsarkophag gelegen und sein Mädchen angegriffen hatte. Beide waren im letzten Augenblick entkommen. William lebte bis zu seinem Tod in einer panischen Angst vor Vampiren. Was aus Jock Gray geworden war, das wußte niemand. Der Friedhof verfiel und war auch nicht mehr für eine Bestattung benutzt worden.

»Jetzt wissen Sie alles«, sagte der Herzog.

»Ja, die Basis ist vorhanden.« Bei mir waren trotzdem noch einige Fragen offen.

»Bitte.«

»Dieser Sarkophag steht immer noch auf dem Friedhof. Weshalb hat man ihn dorthin gestellt?«

»Das geschah noch vor der Zeit des Totengräbers«, erklärte mir der Herzog. »Einer meiner Ahnherren war von dem Steinsarg sehr angetan. Er hat ihn von einer Reise aus dem Balkan mitgebracht. In ihm sollte angeblich ein Vampir gehaust haben, und mein Ahnherr fand dies besonders originell, auf seinem Friedhof so einen Sarkophag stehen zu haben.«

»Mit dem Vampir hat er wohl recht gehabt.«

»Das kann ich nicht glauben«, sagte Lady Anne. »Es gibt in England viele Gespenstergeschichten, auch Schlösser, in denen es spuken soll, aber das ist doch mehr für Touristen gemacht.«

»In diesem Fall, Mylady, müssen Sie sich damit abfinden, daß es echt ist«, sagte ich. »Fragen Sie Mrs. Conolly, auch sie hat am eigenen Leibe erfahren, daß es Vampire und auch noch schlimmere Wesen als sie gibt.«

»Schlimmere?« hauchte die Frau.

»Ja, leider.«

Sie wurde blaß und ballte die Hände zusammen. »Was… was können wir denn jetzt tun?«

»Zweierlei«, erwiderte ich. »Zunächst müssen wir davon ausgehen, daß wir es hier nicht nur mit einem Gegner zu tun haben. Da ist der Totengräber und wahrscheinlich auch dieser Vampir, der in dem Sarkophag gelegen haben soll. Wir können jetzt warten, bis der Totengräber erscheint oder aber ihm entgegengehen. Zu versuchen, ihn zu stören, daß er erst gar nicht ins Haus kommt. Auf jeden Fall rate ich Ihnen, sich zu schützen.«

»Wie meinen Sie das?« fragte der Herzog.

»Haben Sie Kreuze im Haus?«

»Ja.«

»So nehmen Sie die Kreuze und hängen Sie sie möglichst sichtbar um. Dann können Sie auf ein Allheilmittel wie Knoblauch zurückgreifen. Es hat die Vampire schon vor Hunderten von Jahren abgeschreckt und hat auch heute seine Wirkung nicht verloren.«

»Muß das wirklich sein?« fragte Mylady.
»Ja, es muß.« Diese Antwort gab nicht ich, sondern Sheila Conolly.
»Und was werden Sie unternehmen, Mr. Sinclair?« wollte der Herzog wissen.
»Ich gehe zum Friedhof. Bestimmt treffe ich dort diesen Totengräber.«
»Allein?«
»Ja.«
»Das kommt überhaupt nicht in Frage«, mischte sich Bill Conolly ein. »Ich begleite dich.«
»Und läßt die Frauen hier allein, wie?«
»Sorry.« Bill senkte den Kopf.
»Nein«, sagte ich, »so geht es auf keinen Fall. Sie müssen hier zusammenbleiben. Niemand darf das Haus verlassen. Wer außer uns befindet sich noch hier?«
»Küchenpersonal und Harry, der Butler.«
»Schärfen Sie den Leuten ein, das Haus nicht zu verlassen«, wandte ich mich an den Herzog. »Aber verschweigen Sie um Himmels willen den Grund.«
»Sicher.«
»Werden Vampire nicht erst um Mitternacht wach?« erkundigte sich Lady Anne mit zittriger Stimme.
Ich lächelte. »Nur im Film, Mylady.«
»Na ja, ich dachte nur.«
»Auch Vampire sind zum großen Teil mit der Zeit gegangen. Ich kenne welche, die existieren sogar am Tage. Ihnen macht das Licht nichts aus. Sie haben sich gewissermaßen der modernen Gesellschaft angepaßt, ohne dabei ihre ureigensten Fähigkeiten verloren zu haben. Nach wie vor sind Särge und Grüfte ihre bevorzugten Übernachtungsstätten, aber man findet sie auch in normalen Häusern. Sogar auf dem Meeresgrund hat ein Vampir gelegen, bis er von einem Menschen erweckt worden ist.« Ich dachte dabei an Vampiro-del-mar, der zu Dr. Tods Mordliga gehörte. Uns war es noch immer nicht gelungen; diese dämonische Bande zu zerschlagen.
»Das ist ja fürchterlich, Mr. Sinclair«, flüsterte die Herzogin.
Ich lächelte sparsam. »Man gewöhnt sich im Laufe der Zeit daran.«
»Sie vielleicht, Oberinspektor. Ich nicht.«
»Das ist möglich.«
Ich schaute auf meine Uhr. Draußen mußte es bald dunkel werden.
Durch die geschlossenen Vorhänge konnte man leider nicht viel sehen, doch die Zeit war reif.
Ich zog meine Beretta aus der Halfter. »Nimm sie, Bill«, sagte ich.
»Und du?«
»Die Ersatzwaffe liegt im Wagen.«

»Okay, danke.«

Ich schärfte allen Anwesenden noch einmal ein, sehr vorsichtig zu sein und zusammenzubleiben. Auch das Personal mußte Bescheid wissen.

Diese Aufgabe wollte Sir Sheldon Quinnthorpe übernehmen. Er begleitete mich auch bis zur Tür.

Dort reichte er mir die Hand. »Viel Glück, Mr. Sinclair«, sagte er. »Räumen Sie mit dieser Pest auf.«

»Ich werde es versuchen.«

Dann ging ich.

***

Zuerst blieb er ruhig liegen, als wäre überhaupt nichts geschehen. Er stierte auf die Klinge und spürte keinen Schmerz, sah auch kein Blut, aber dafür überfiel ihn die Erinnerung.

Schon einmal hatte er die Klinge gesehen. Das war, als er sich dem Vampir stellte. Da war der Blutsauger mit einem Degen bewaffnet gewesen und er nur mit seiner Schaufel. Der Vampir war schneller gewesen, hatte ihm den Degen in den Leib gestoßen, ihn dann in das Grab geworfen und es danach zugeschaufelt.

Nur etwas war anders.

Damals war Jock Gray ein Mensch gewesen, da hatte der Degenstoß für ihn tödliche Folgen gehabt, jetzt allerdings existierte er auch noch, aber als Zombie.

Und heute machte ihm ein Stoß mit der Degenklinge nichts mehr aus.

Das schien der Vampir nicht zu wissen.

Er lag unter dem Bett. Der Totengräber hörte genau das Hecheln, und ein häßliches Kichern.

Dann verschwand die Klinge. Der Blutsauger hatte sie wieder zurückgezogen. Er schien wohl anzunehmen, daß sein Rivale nicht mehr lebte.

Der unheimliche Totengräber bestätigte ihn in der Annahme. Er rührte sich nicht.

Steif blieb er liegen.

Unter dem alten Bett hörte Jock Gray ein Schaben. Dann lachte jemand häßlich, und als der Totengräber den Kopf zur Seite drehte, sah er einen Arm, einen Teil der Schulter und einen Kopf unter dem Bett hervortauchen.

Er kannte die Gestalt.

Es war der Vampir!

Auch er hatte die vergangenen 100 Jahre überlebt, genau wie der Totengräber. Er kroch unter dem Bett hervor und Gray schaute auf seinen Rücken.

Dann schlug er zu.
Wie ein Hammer fiel die schwere Hand des Zombies nach unten und traf den Rücken des Vampirs. Der hatte damit nicht gerechnet, stieß einen grunzenden Laut aus und knickte zusammen.
Blitzschnell war Gray vom Bett. Kaum einer hätte dieser Gestalt die Schnelligkeit zugetraut, er trat gegen den Kopf des Blutsaugers, und der Tritt schleuderte den Vampir auf den Rücken. Schmerzen verspürte er nicht, Jock Gray wollte ihn nur nicht zur Ruhe kommen lassen, um sein Vorhaben ausführen zu können.
Bevor der Vampir zur Gegenwehr ansetzen konnte, bückte sich Gray und packte seinen Spaten. Das blanke Schaufelblatt blitzte, als er das Gerät drehte und im nächsten Augenblick setzte er die Spitze gegen die Kehle des Vampirs.
Der Blutsauger blieb steif liegen. Er wußte genau, was das zu bedeuten hatte, und er bekam es auch knallhart gesagt. »Ich brauche nur zuzustoßen, dann ist dein Kopf vom Rumpf getrennt!«
Ohne sich zu rühren, blieb der Blutsauger liegen. Er hatte den Mund aufgerissen. Deutlich waren seine beiden Zähne zu sehen, die weit vorstanden und mit ihren Spitzen die Unterlippe berührten. Er starrte in das Gesicht des Zombies, sah auch dessen Hals und suchte vergebens die Wunde, die sein Degen eigentlich hinterlassen haben mußte.
Es gab sie nicht mehr. Die Wunde war wieder zugewachsen.
Zombie und Vampir standen sich gegenüber. Wer von beiden würde siegen? Oder würden sich beide zerfleischen?
Wut und Haß loderten in den Augen des Totengräbers. Zum erstenmal spürte er dies, am liebsten hätte er zugestoßen, doch er wußte auch, daß der Vampir und er im Prinzip zusammengehörten. Sie waren beide Geschöpfte der Finsternis, und eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus.
»Warum tötest du mich nicht?« krächzte der Blutsauger.
»Ich sollte es tun.«
»Jetzt hast du die Chance.«
»Ja, damals hast du mich umgebracht. Das habe ich nie vergessen, aber heute sieht es anders aus, ganz anders. Heute sind wir beide keine Menschen mehr, im Gegenteil, die Menschen sind unsere Feinde.«
»Das stimmt.«
»Deshalb werde ich dich nicht umbringen, Blutsauger!« Jock Gray hatte sich entschlossen und zog den Spaten zurück.
Der Vampir rollte sich sofort zur Seite und stand auf. Er trug zerfetzte Kleidung. Hager und eingefallen war sein bleiches blutleeres Gesicht.
Man sah ihm an, daß er lange keinen Lebenssaft mehr getrunken hatte, ihn dürstete danach, an den Hals eines Opfers zu gelangen.

Das merkte auch der Zombie. »Dir geht es schlecht, wie?«
»Ja.«
»Wieso?«
»Die letzte Zeit war schrecklich. Ich mußte mich nur verstecken. Hin und wieder habe ich ein Opfer gefunden, an dem ich mich laben konnte, aber es wurden immer weniger, die in dieser Hütte übernachten wollten, und ich traute mich nicht, mir die Leute vom Schloß zu holen. Wenn ich sie leergesaugt hatte, habe ich sie verbrannt, ich brauchte sie nicht, sie hätten mir nur Blut weggenommen, und so habe ich die Zeiten überstanden.«
»Das ist nun vorbei.«
»Wie meinst du das?«
»Wir, das heißt ich habe nicht vor, den Herzog und seine Familie zu schonen«, erklärte der Totengräber.
»Du willst sie töten?«
»Ja.«
»Was haben sie dir getan?«
»Sieh dir den Friedhof an. Sie haben ihn verkommen lassen, meinen Platz, keiner hat sich darum gekümmert. Dafür müssen und werden sie büßen.« Er lachte. »Denke mal zurück, wie ich dich gejagt habe. Da hocktest du auf dem Friedhof, und deshalb wollte ich dich töten, Blutsauger.«
Der Vampir grinste hämisch. »Was du nicht geschafft hast.«
»Du auch nicht, denn ich hatte ein Abkommen mit dem Teufel geschlossen. Nach einer Beschwörung hat er mir den Trank der Hölle zubereitet. Ihn nahm ich, und ich wußte, daß ich irgendwann einmal erwachen würde. Doch war es schlimm. Die lange Zeit in der kalten, feuchten Erde, ich habe gezittert und gebebt, ich wußte, daß über mir etwas geschah, aber ich konnte nicht heraus, sondern lag gefangen in der verdammten Starre. Dann schlug das Schicksal zu. Plötzlich schmeckte ich Blut und wurde wieder wach.«
Als Jock Gray das Wort Blut erwähnte, leuchteten die Augen des Vampirs.
»Blut!« flüsterte er, »wann kriege ich es?«
»Noch in dieser Nacht. Das verspreche ich dir. Von nun an wird dieser Friedhof wieder uns gehören. Du kannst zurück in den Sarkophag, ich werde dich beschützen. Wie heißt du eigentlich?«
»Kargov.«
»Ein seltsamer Name.«
»In meiner Heimat Rumänien nicht.«
»Und wie bist du hierher gekommen?«
»Mit einem Schiff. Ich habe mich versteckt, denn der Herzog holte sich den Sarg aus Stein, der mir als Ruhestätte gedient hatte. Ich wollte mit ihm, und niemand merkte, daß ich mich auf dem Schiff

befand.« Er lachte grell. Jock ging vor.

»Wo willst du hin?« fragte Kargov.

»Auf den Friedhof. Komm mit!«

Der Vampir folgte ihm. Es paßte Kargov zwar nicht, daß er hier die zweite Geige spielte, aber was sollte er machen? Er konnte froh sein, daß ihn der Totengräber am »Leben« gelassen hatte. Die Warnung war deutlich genug gewesen.

Und dann die Gier nach Blut. Zu lange schon hatte er ohne den Lebenssaft auskommen müssen, bald würde er frisches Blut bekommen, das war sicher.

Jock Gray ging vor. Er hatte es verdammt eilig und schritt quer durch das Unterholz, ohne auf irgend etwas Rücksicht zu nehmen. Sein Gesicht war verzerrt, er wollte auf seinen Friedhof. Wütend schlug er Zweige und Äste zur Seite, sprang über einen Baumstamm und blieb stehen.

Fast wäre der Vampir gegen ihn gelaufen. Im letzten Augenblick konnte er noch stoppen.

»Was ist los?« fragte der Blutsauger.

»Da!« sagte Jock. Er streckte die Hand aus und deutete auf einen dunklen Sarg. »Wem gehört er?«

»Mir«, sagte Kargov. »Ich habe ihn gestohlen.«

Da drehte sich der unheimliche Totengräber um. Er tat es langsam, doch er schlug blitzschnell zu. Der Vampir konnte nicht mehr ausweichen, das Schaufelblatt klatschte voll in sein Gesicht, und die Wucht des Schlages schleuderte ihn zu Boden, wo er sich fast noch überschlug. »Du verfluchter Hund!« schrie er. »Ich will einen sauberen Friedhof haben. Es reicht, daß die anderen ihn verkommen lassen. Nicht auch noch du!«

Jock Gray war außer sich, während der Blutsauger am Boden lag und sich das Gesicht hielt. Zu seinem Glück hatte Gray die Eckzähne nicht mit abgeschlagen, ansonsten sah der Vampir ziemlich demoliert aus.

Wild schaute sich der Totengräber um. Er schüttelte den Kopf, ein Knurren drang aus seiner Kehle, und er sagte: »Jetzt zeige ich dir, was ich tun werde, um den Friedhof wieder sauber zu bekommen.« Er hob seine Schaufel an.

Der Vampir hatte Angst, daß Jock Gray durchdrehen und ihn doch noch erschlagen würde. Instinktiv legte er seine Hand auf den Degen, doch der Totengräber hatte ihn schon wieder vergessen.

Er sah nur den Sarg.

Es war eine gespenstische Szene in der hereinfallenden Dämmerung, wie er dastand, den Spaten hob und mit seiner Arbeit begann. Voller Wut drosch er auf den Sarg ein. Er zerstückelte ihn regelrecht, hieb gegen das Holz, schrie dabei und haute den Sarg in zahlreiche Einzelteile.

Splitter flogen um seine Ohren. Einige lattenartige Holzteile wirbelten durch die Luft und blieben irgendwo in den Büschen hängen.

Der Sarg war leer.

Und Jock Gray schlug weiter. So lange, bis er die Totenkiste vollständig zertrümmert hatte.

»So, Kargov«, keuchte er, »jetzt hast du gesehen, wie ich meinen Friedhof aufräume. Er wird für dich zu einem Blutplatz, aber halte ihn in Ordnung.«

Der Vampir hatte sich aufgerichtet. Sein Gesicht wies jetzt einige Schönheitsfehler auf. Da stand die Nase schief, und an einigen Stellen unterhalb der Augen war Haut aufgeplatzt, so, daß bleiche Knochen hervortraten.

»Ich hole mir jetzt den Herzog und seine Familie!« versprach der Totengräber. »Bleib du hier.«

Kargov nickte. Er schaute Jock Gray so lange nach, bis die Dämmerung ihn verschluckt hatte…

***

Harry, der Butler, war das, was man als den guten Geist des Hauses bezeichnen konnte. Über zwanzig Jahre diente er jetzt bei den Quinnthorpes. Er hatte die Kinder groß werden sehen und früher manchmal ihre Streiche gedeckt. Das hatten sie Harry bis heute noch nicht vergessen, entsprechend gut war ihr Verhältnis.

Doch Harry hatte immer darauf geachtet, daß sein Verhältnis zum Arbeitgeber nie plump vertraulich wurde. Er hielt stets auf Distanz, war verschwiegen, sah viel, registrierte es und lächelte höchstens still in sich hinein.

Harry war auch der Chef des Personals. Er hatte seine Augen überall, sorgte dafür, daß regelmäßig das Familiensilber geputzt wurde und schaute nach, daß der Gärtner auch die Blumen einpflanzte, die Mylady so sehr liebte.

Harry war wirklich eine Perle und unverheiratet. Er konnte sich um seine Arbeit kümmern, wobei er Tag und Nacht dienstbereit war. Urlaub hatte er an sich nie genommen, nur hin und wieder mal einen Tag frei, wenn er seine Schwester in London besuchen wollte.

An diesem Abend hielt sich Harry beim Küchenpersonal auf, als Sir Sheldon seinen Butler zu sich rufen ließ.

Harry kam sofort. Wie immer trug er eine dunkle Hose, die gestreifte Weste und das weiße Hemd. Ein Jackett hatte er nicht übergestreift. Das graue Haar war sorgfältig gescheitelt, wobei es über der Stirn bereits licht geworden war.

»Sie wünschen, Sir?«

»Ich muß mit Ihnen reden, Harry.«

»Sehr wohl, Sir.«

Sie nahmen in der Halle Platz. Eigentlich kam sich der Herzog ein wenig dumm vor, aber er hatte nun einmal versprochen, das Personal zu warnen, und er wollte das Versprechen halten.

»Harry, ich möchte Sie und die anderen vom Personal bitten, das Haus nicht zu verlassen.«

Harry war überrascht. Er zeigte dies, in dem er seine Augenbrauen anhob. Fragen stellte er nicht.

»Sagen Sie doch was!« forderte der Herzog.

»Sir, es ist nicht meine Art, Anordnungen Ihrerseits durch Fragen zu…«

»Schon gut, Harry, aber ich möchte Ihre Meinung hören.«

»Es wird mit der Verletzung des armen Mr. Morton zusammenhängen, wie ich annehme?«

»Genau.«

»Und vorhin hat jemand das Haus verlassen.«

»Das war Oberinspektor Sinclair, Harry. Er will den Täter finden. Wir müssen davon ausgehen, daß ein Mörder versuchen wird, dieses Haus hier zu betreten.«

»Sir.« Harry räusperte sich und tastete unwillkürlich nach seiner Kehle.

»Ja, leider ist es so. Deshalb möchte ich Sie bitten, darauf zu achten, daß sich das Personal nur in einem Raum aufhält und nicht durchs Haus geht. Ich will nicht, daß jemand dem Totengräber in die Klauen läuft.«

»Totengräber, Sir?«

»Ja, Harry. Dieser Mörder ist ein Totengräber. Aber einer, der schon seit hundert Jahren unter der Erde liegt.«

»Oh.«

Der Herzog lachte, stand auf und schlug seinem Diener auf die Schulter.

»Harry, auch ich war so überrascht wie Sie. Aber glauben Sie mir, es gibt ihn tatsächlich.«

»Natürlich, Sir, ich habe keinen Grund, an Ihren Worten zu zweifeln.«

»Um so besser.« Der Herzog verschwand wieder und ließ seinen Butler zurück.

Harry zog die Schöße seiner Weste glatt. Er atmete durch die Nase ein und dachte über die Worte des Mannes nach. Wenn er seinen Brötchengeber nicht lange genug kennen würde, dann hätte er ihn glatt für einen Spinner gehalten, aber so war er da nicht sicher. Zudem hatte sich der Herzog immer korrekt verhalten und wenn er jetzt von einem Totengräber sprach, der eigentlich vor hundert Jahren gestorben war, dann konnte dies durchaus seine Richtigkeit haben.

Obwohl Harry so recht nicht daran glauben wollte.

Ihm stand jedoch nicht das Recht zu, die Worte seines Arbeitgebers zu kritisieren. Wenigstens ging Harry davon aus, der von moderner Mitbestimmung nicht einmal etwas gelesen hatte.

Im kleineren Rahmen war er der Chef. Das galt für das übrige Personal.

Zumeist hielten sich die Leute in der Küche auf. Es war sowieso für diesen Tag verstärkt worden, denn der Herzog hatte vorgehabt, die Jagdgesellschaft einzuladen. Aus dem Fest oder dem Abend wurde nichts, ein unheimlicher Totengräber hatte ihn torpediert.

Vier Frauen und ein Mann hockten in der Küche beisammen. Die Mädchen trugen schwarze Kleider und weiße Schürzen, der Mann die Kluft eines Obers.

Harry hielt eine kurze Ansprache und teilte dem Personal die Wünsche seines Chefs mit.

Natürlich wurde er mit Fragen bestürmt, doch Antworten gab er nicht. Er war zur Verschwiegenheit vergattert worden. »Bitte, bleiben Sie zusammen«, sagte er immer wieder. »Es ist das einzige, was ich ihnen sagen kann.«

»Sind wir in Gefahr?« wollte der Ober wissen. »Ja.«

Betretenes Schweigen folgte, bis ein Mädchen meinte: »Wie wäre es, wenn die Polizei geholt wird?«

»Die ist schon alarmiert worden.«

»Davon haben wir nichts gehört.«

»Es wurde nicht offiziell gemacht.« Mit dieser Antwort war für den Butler das Thema erledigt. Er wandte sich um und ging davon. Natürlich hätte auch er beim Personal bleiben sollen, doch als pflichtbewußter Mensch hatte er sich vorgenommen, noch einmal alles zu kontrollieren. Vor allen Dingen die Fenster. Er wollte nicht, daß irgendeins offenstand, was ein Eindringen allzu einfach machte.

Harry wußte, wo sich der Herzog mit seinen Gästen aufhielt. Er wandte sich dem Westflügel des großen Landhauses zu und kontrollierte hier die Räume.

Es waren meist Gästezimmer. Acht an der Zahl. Manche mit mehreren Fenstern versehen. Von den meisten hatte Harry einen Blick in den gepflegten Park, der das Landhaus umgab. Die wohlgestutzten Bäume kamen ihm an diesem Tage direkt unheimlich vor. Überall konnte der geheimnisvolle Totengräber lauern, und Harry beschlich ein ungutes Gefühl.

Die Fenster waren allesamt verschlossen. Da konnte er aufatmen.

Aber das Haus besaß auch mehrere Türen. Und zwar an der Rückseite.

Hier war es für einen Einbrecher besonders einfach, das Haus zu betreten.

Über eine Hintertreppe näherte sich der Butler dem Erdgeschoß. Seine Schritte waren kaum zu hören, weil ein auf den Stufen liegender Teppich sie dämpfte.

Er gelangte in einen Flur, der gekachelt war. Er führte auch zum Keller und zu den Wirtschaftsräumen.

Der Butler ging ihn entlang. Stille umgab ihn, er hörte nur seine eigenen Schritte. An der Decke brannten einige Lampen, so daß der Butler den Weg nicht erst im Dunkeln suchen mußte.

Der Gang endete in einen quadratischen, dielenartigen Vorflur. Hier führten auch zwei Türen in den Keller. Sie waren eigentlich nie abgeschlossen, doch Harry wollte sie an diesem Abend verschließen.

Er blieb vor der ersten Tür stehen und kramte sein Schlüsselbund hervor. Das Metall klimperte gegeneinander, und der Butler wollte gerade den Schlüssel ins Schloß führen, als es geschah.

Plötzlich flog die Tür auf.

An der Innenseite mußte jemand gelauert haben, und er hatte genau abgepaßt, als der Schlüssel im Schloß steckte, um dann zu reagieren.

Harry wurde von der Heftigkeit überrascht. Er wollte noch zurückspringen, was ihm allerdings nicht gelang. Die Tür hatte einfach zuviel Schwung.

Sie krachte gegen seinen Körper und schleuderte ihn nach hinten. Der Butler riß die Arme hoch, preßte seine Hand in die Seite, wo die Klinke ihn getroffen hatte und holte pfeifend Luft. Gebückt stand er da und schaute auf die Tür.

Bis zum Anschlag war sie herumgeschwungen.

Und auf der Schwelle stand eine Gestalt. Der unheimliche Totengräber!

***

Der Parkplatz befand sich links vom Haus. Ich hatte erst daran gedacht, mit dem Wagen zu fahren, doch einen direkten befahrbaren Weg gab es nicht bis zum Friedhof. Deshalb entschloß ich mich, zu Fuß zu gehen.

Zudem querfeldein, denn der Herzog hatte mir den Weg beschrieben.

Draußen hatte die Dunkelheit die Dämmerung abgelöst. Wenn ich einen Blick zurückwarf, sah ich die erleuchteten Fenster des Hauses wie einen letzten Gruß.

Dann hielt auch mich der Wald umfangen. Aus dem Wagen hatte ich nicht nur meine Ersatz-Beretta mitgenommen, sondern auch eine lichtstarke Taschenlampe, die soviel Helligkeit abgab, daß ich den Weg gut fand.

Der weiße Strahl tanzte auf und nieder, als ich ging. Unterholz und Büsche sahen aus, als würden sie leben. Leider war ich nicht in der Lage, mich leise zu bewegen. Unter meinen Füßen raschelte und

knackte es bei jedem Schritt. In der abendlichen Stille des Waldes hörten sich die Geräusche doppelt so laut an.

Ich kam gut voran, und auch die Richtung mußte stimmen, denn ich traf auf den schmalen Weg, von dem der Herzog ebenfalls gesprochen hatte.

Er führte unter anderem zum Grillplatz. Ich schlug jedoch die entgegengesetzte Richtung ein und blieb mitten im Lauf stehen, denn meine Ohren hatten ein anderes Geräusch vernommen, das nicht so dazupassen wollte.

Ebenfalls Schritte!

Oder?

Ich lauschte. Fast eine Minute verging. Die Lampe hatte ich sicherheitshalber ausgeschaltet. Dabei dachte ich sofort an den Totengräber, und ich fieberte danach, daß er mir über den Weg laufen würde, was nicht der Fall war.

Die Geräusche verstummten. Ein letztes Brechen der Zweige, dann war es vorbei.

Ich wischte über meine Stirn. Schweiß hatte sich dort angesammelt und ich dachte ernsthaft darüber nach, ob ich nicht doch zurückkehren sollte.

Aber den Beweis, daß es der Totengräber gewesen war, konnte ich nicht erbringen. Ebensogut hatte sich auch ein Tier seinen Weg bahnen können.

So ging ich weiter.

Diesmal blieb ich auf dem Weg, der mehr ein Wildpfad war, mich jedoch zu meinem Ziel brachte. Es dauerte nicht lange, da hatte ich den Friedhof erreicht.

In Deckung eines Baumstamms blieb ich stehen. Zudem hatte ich die Lampe ausgeschaltet und wartete darauf, daß sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten.

Dieser alte verwilderte Friedhof wirkte schon unheimlich. Ein sanfter Wind strich über das hohe wuchernde Gras und kämmte es nach einer Seite hin.

Die Grabsteine wirkten bei diesem Licht noch gespenstischer. Bäume Und Büsche warfen lange Schatten, die dunkle Flecken schufen und auf mich wie schwarze Inseln wirkten.

Ich dachte nach.

Links von mir mußte sich der Sarkophag befinden. Da wollte ich nicht hin, sondern in die andere Richtung, wo auch der tote Keiler lag. Ohne die Lampe einzuschalten, bewegte ich mich voran und hatte die Stelle bald erreicht.

Abermals sah ich den aufgeworfenen Boden, und mich beschlich ein eigenartiges Gefühl. Als ein schwarzer Vogel dicht über meinen Kopf hinwegflog, zuckte ich zusammen. Das Tier verschwand in

irgendeinem Baum.

Mit angespannten Sinnen bewegte ich mich weiter. Ich ging den alten Friedhof ab, unter dessen Erde Tote lagen, die schon vor hundert Jahren hier begraben worden waren. Von ihnen würde man kaum noch etwas finden, höchstens Gebeine oder Knochenmehl.

Einige Grabsteine waren auch umgekippt. Zum Teil hatte das Unkraut sie überwuchert. Einmal wäre ich fast über einen gestolpert. Ein paar Yards weiter blieb ich überrascht stehen.

Vor mir befand sich ein Sarg. Vielmehr das, was von ihm übrig geblieben war.

Daß es ein Sarg war, konnte ich erst beim zweiten Hinsehen erkennen, denn er war mit einem harten Gegenstand zerhämmert worden und lag in seinen Einzelstücken vor mir.

Ich schüttelte den Kopf. Wer tat so etwas und vor allen Dingen, warum?

Ich bückte mich und schaute mir die Teile etwas näher an. Neu war der Sarg bestimmt nicht, ich entdeckte keine hellen Bruchstellen, die Totenkiste hatte wirklich ihre Jahre auf dem Buckel. Ein steinerner Sarkophag auf diesem Friedhof und ein Sarg aus Holz. Paßte das überhaupt zusammen?

Die Lösung konnte mir sicherlich der unheimliche Totengräber geben, aber der war nicht zu sehen. Überhaupt hatte ich diesen Gegner noch nicht zu Gesicht bekommen. Bisher war er für mich ein Phantom, ein Spukbild geblieben.

Darüber ärgerte ich mich, kam wieder hoch und schaltete die Lampe an.

Der Strahl teilte vor mir die Dunkelheit, glitt an einem Baumstamm vorbei und traf auf ein Hindernis. Ich schaute genauer hin, wobei ich bemerkte, daß der helle Lichtfinger auf dem Hindernis zu einem Kreis mit ausgefaserten Rändern geworden war.

Ich bewegte ihn hin und her. Ein Stamm war es nicht, den ich getroffen hatte, sondern eine Wand.

Es wurde interessant. Ich mogelte mich mit zwei langen Schritten an einem Baum vorbei und pfiff leise durch die Zähne. Mit einer Hütte hatte ich wirklich nicht gerechnet. Zudem hatte der Herzog davon kein Wort erwähnt?

War diese Hütte vor mir vielleicht der Schlupfwinkel des Totengräbers?

Das wäre wirklich gut gewesen. Als ich die Lampe hin und herbewegte und die Wand in größeren Abschnitten ausleuchtete, mußte ich feststellen, daß diese Hütte ebenfalls ihre Jahre auf dem Buckel hatte.

Sie war verfallen, das Dach fehlte zum Teil, da hingen die Fensterläden schief, und der Tür ging es nicht anders.

Und doch konnte diese Hütte, so alt sie auch war, noch als Unterschlupf dienen, falls man nichts anderes mehr hatte.

Es schien sich niemand hier aufzuhalten, jedenfalls hörte ich nichts.

Allerdings brauchte das nicht zu bedeuten, daß auch keiner in der Nähe war, ein Gegner konnte sich sehr leicht im Innern der Hütte verborgen halten.

Nach allen Seiten sichernd schaute ich mich um, als ich langsam auf die Behausung zuschritt. Irgendwo im Dunkel konnte die Gefahr lauern, und mich beschlich ein unangenehmes Gefühl, wie es jedem anderen Menschen auch ergangen wäre, denn so abgebrüht war ich längst nicht geworden.

Vor der Tür blieb ich stehen. Sie hing nicht nur schief in den Angeln, sondern war zudem noch offen.

Ich hob den rechten Arm. Der Strahl bewegte sich und stach jetzt in die Hütte hinein.

Um besser sehen zu können, ging ich vor bis zur Schwelle. Staub tanzte.

Ein altes Bett fiel mir auf, ebenso ein Tisch, ein Regal und auch ein Stuhl.

Nur ein Mensch befand sich nicht hier.

Vorsichtig bewegte ich mich weiter. Dabei ging ich auf Zehenspitzen.

Dreck und kleinere Steine knirschten unter meinen Sohlen. Spinnweben fuhren über mein Gesicht.

Ich blies sie weg.

Schließlich blieb ich stehen. Ungefähr zwei Schritte hinter der Türschwelle. Die Lampe hatte ich in die linke Hand gewechselt, damit ich mit der rechten schneller an meine mit Silberkugeln geladene Waffe herankam.

So vorsichtig ich auch gewesen war, es hatte nichts genützt. Der Gegner überrascht mich doch.

Ich zuckte wie unter einem Peitschenhieb zusammen, als ich den Druck in meinem Nacken spürte, und eine zischelnde Stimme mir befahl:

»Beweg dich nicht!«

***

Harry, der Butler, war entsetzt! Bisher hatte er nicht so recht glauben wollen, daß tatsächlich eine Gefahr bestand, nun sah er diesen Unheimlichen mit eigenen Augen.

Es war eine große eckige Gestalt mit gewaltigen Händen. Die Finger der Rechten hielten den Griff eines Spatens umklammert, die Linke war zur Faust geballt. Erbarmungslos starrten die grauen Augen des Totengräbers den Butler an. Kein Leben zeigte sich in den Pupillen, und der schmale Mund bildete nur mehr eine Kerbe im Granitgesicht

des Zombies.

Harry war an sich ein mutiger Mensch. Doch als er diesen Gegner sah, da zitterten ihm doch die Knie. Er hatte sogar Mühe, Luft zu holen, und eine schier übermenschliche Überwindung kostete es ihn, die Frage zu stellen.

»Wer… wer sind Sie?« keuchte er.

Der Totengräber gab keine Antwort. Er ging allerdings einen Schritt vor.

Sofort wich der andere zurück. Harry hob die Hand. Jetzt hätte er gern eine Waffe gehabt, aber er stand diesem Monstrum mit bloßen Fäusten gegenüber.

»Was… was wollen Sie?« stammelte der Butler.

»Dich!«

Die Antwort war klar, und Harry zuckte zusammen, wobei er für den Bruchteil einer Sekunde die Augen schloß.

»Und den Herzog«, vollendete der Totengräber den Satz.

»Weshalb? Was haben wir euch getan?«

»Ihr habt mein Reich zerstört und es verkommen lassen. Dafür werde ich mich rächen.«

»Welches Reich?« fragte der Butler.

»Den Friedhof.«

Nun machte Harry einen Fehler, in dem er sagte. »Ach dieser alte Totenacker, wir hätten ihn längst einebnen sollen, damit…«

Der Totengräber stieß einen Laut aus, wie Harry ihn noch nie gehört hatte. Eine Mischung zwischen menschlichem Schrei und tierischem Grunzen.

Dann sprang er vor.

Harry wurde überrascht. Er riß zwar noch seine Arme hoch, doch einem Hieb konnte er nicht entgehen. Jock Gray schlug mit dem Schaufelblatt zu.

Die Wucht trieb den Butler um die eigene Achse. Er prallte gegen die Wand, konnte sich wieder fangen und kassierte den nächsten Schlag.

Der schleuderte ihn zu Boden. Mit dem Rücken zuerst schlug er auf, sein Hinterkopf prallte noch auf die Steine, er spürte einen stechenden scharfen Schmerz im Schädel und wollte schreien, doch der erste Laut blieb ihm bereits in der Kehle stecken.

Der unheimliche Totengräber stand vor ihm. Den Spatenstiel hielt er jetzt mit beiden Händen fest, die Spitze des Schaufelblatts schwebte eine Handbreit über der Kehle des Butlers.

Harry überfiel die Todesangst. Er schaute hoch, und der Totengräber kam ihm aus seiner Sichtperspektive noch unheimlicher und grauenvoller vor.

»Du hast auch zu denen gehört, die den Friedhof zerstört haben oder zerstören wollten, deshalb wirst du dafür bezahlen.« Dumpf drangen

die Worte aus dem Mund des Zombies, und Harry begriff.

Er sollte sterben.

»Bitte«, flüsterte er und raffte all seinen Mut zusammen. »Bitte, tun Sie es nicht. Ich verspreche Ihnen, daß ich in Zukunft anders denken werde. Ich pflege den Friedhof, Sie sollen keinen Grund mehr haben, sich zu beschweren. Wirklich, ich…«

»Zu spät!« unterbrach der Totengräber ihn. Und wie er die Worte sagte, hörten sie sich an wie ein Todesurteil.

Was es auch war!

Jock Gray stieß zu.

Es war eine ruckhafte, gedankenschnelle Bewegung, die Harry, der Butler, kaum mitbekam.

Er spürte auch nichts und starb.

***

Ich verhielt mich ruhig. Nicht einmal den kleinen Finger wagte ich zu rühren, geschweige, zur Beretta zu greifen. Erstens wußte ich nicht, wer hinter mir stand, und zweitens war mir die Waffe nicht bekannt, die dieser Kerl in der Hand hielt.

War es der Totengräber?

Nachdem ich meinen ersten Schreck überwunden hatte, stellte ich die diesbezügliche Frage.

»Nein, ich bin nicht Jock Gray.«

Immerhin etwas. »Wer bist du dann?«

»Wirst du schon noch sehen.« Wieder das komische Kichern, das allerdings auch verdammt gefährlich klang. »Du kannst dich jetzt umdrehen!«

Das tat ich auch, wobei ich mich hütete, eine zu schnelle Bewegung zu machen, denn mein Gegner hinter mir sollte keine falschen Schlüsse ziehen.

Dann schaute ich ihn an. Die Überraschung war ihm wirklich gelungen.

Nicht der unheimliche Totengräber stand vor mir, sondern ein Vampir.

Ich muß wohl gezuckt haben, denn der Blutsauger lachte. »Damit hast du nicht gerechnet, wie?«

»Nein«, erwiderte ich ehrlich und schaute auf seine Waffe. Es war ein Degen mit verrosteter Klinge. Die Spitze wies jetzt genau auf meine Brust.

»Hast du keine Angst?« zischte der Vampir und entblößte seine beiden Eckzähne.

»Nein.«

»Aber ich werde dir dein Blut aussaugen!«

»Das haben schon viele versucht«, antwortete ich gelassen. »Bis jetzt

lebe ich noch.«

Damit hatte ich wirklich nicht übertrieben, gegen Vampire war ich schon des öfteren angetreten. Der Blutsauger vor mir war sicherlich gefährlich, ich durfte ihn auch nicht unterschätzen, aber er schien auch nicht nur Freunde zu haben, wenn ich mir so sein Gesicht anschaute.

Da saß die Nase schief, sie schien sogar gebrochen zu sein, und an einigen Stellen im Gesicht war die Haut kurzerhand weggeplatzt, so daß seine bleichen Knochen durchschimmerten. Er trug lumpige, schmutzige Kleidung und stank nach Moder und Grab.

»Wo steckt der Totengräber?« fragte ich. Eine Antwort darauf brannte mir auf dem Herzen.

Der Vampir verzog sein Maul. »Du suchst ihn, nicht?«

»Ja.«

Jetzt lachte der Blutsauger meckernd. »Das habe ich mir gedacht. Aber er ist gegangen, er will dem Herzog und seiner Familie einen Besuch abstatten. Sicherlich ist er schon in dem Haus eingetroffen. Und er hat seinen Spaten mitgenommen. Kannst du dir denken, für wen er ist?«

Das war ein Tiefschlag. Ich machte mir die schlimmsten Vorwürfe und dachte an die Geräusche, die ich im Wald gehört hatte. Es war kein Tier gewesen, sondern der Totengräber. Er war durch das Dickicht gestampft.

»Und ich hätte nie gedacht, so schnell ein neues Opfer zu bekommen«, erklärte mir der Vampir. »Dein Blut wird mir besonders gut schmecken.«

»Wer bist du?«

»Kargov.«

»Lebst du schon lange hier?«

»Über hundert Jahre. Ich bin aus Rumänien gekommen, nachdem einer der Ahnherren des Herzogs den Sarkophag hat wegschaffen lassen. Da steckte ich in einem Laderaum auf dem Schiff. Niemand hat mich bemerkt, und ich gelangte ungesehen nach England, wo ich mir meine Opfer holte.«

»Dann gibt es noch mehr Vampire hier in der Nähe?«

»Nein, ich habe die blutleeren Leichen verbrannt.«

Kargov war ein Teufel. Das merkte ich immer deutlicher. Daß ein Vampir seine Opfer verbrannte, hatte ich noch nie erlebt, so etwas war ungeheuerlich.

»Und dich, Fremder, werde ich auch verbrennen, nachdem ich dein Blut getrunken habe!«

Er starrte mich an. Den rechten Arm hielt er vorgestreckt. Die Spitze der Klinge zeigte etwas schräg nach oben. Sie zielte genau auf meinen Hals.

Er würde zustoßen, dessen war ich mir sicher.
Da zückte die Klinge schon vor!

***

Sir Sheldon Quinnthorpe kehrte zu den anderen zurück und schloß die Tür.
Gespannte Gesichter schauten ihn an. Der Herzog lächelte. »Es ist alles in Ordnung«, gab er bekannt. »Ich habe dem Personal Bescheid gegeben.«
»Und wie haben die Leute reagiert?« wollte Bill Conolly wissen.
Der Viscount hob die Schultern. »Das kann ich Ihnen nicht genau sagen, denn ich habe Harry, dem Butler, Bescheid gegeben. Er sollte es den anderen mitteilen.«
»Können Sie sich auf Harry verlassen?«
»Hundertprozentig, Mr. Conolly. Harry ist seit über zwanzig Jahren bei uns angestellt und absolut vertrauenswürdig, sonst hätte ich ihn schnell entlassen.«
»Hat er dir geglaubt?« fragte Lady Anne.
»Das weiß ich nicht. Ich an seiner Stelle hätte mich allerdings auch schwer getan.«
»Wir sollten einen Teil des Parks im Auge behalten«, schlug Sheila vor.
»Vielleicht ist dieser Totengräber, falls er überhaupt kommt, so abgebrüht und von sich überzeugt, daß er einfach durch den Haupteingang marschiert.«
Bill lächelte. »Die Möglichkeit halte ich für unwahrscheinlich, aber wir können trotzdem nachschauen.«
Sie stellten sich an den Fenstern auf. Die Vorhänge wurden ein wenig zur Seite geschoben, so daß sie eine bessere Sicht besaßen.
Links und rechts neben dem Eingang standen zwei Laternen. Sie hatten kugelige Leuchten, die einen milchigen Schein verbreiteten und so zwei helle Inseln in der Luft schufen. Restlicht erreichte den Lack der abgestellten Wagen und belegte ihn mit einem gelblichen Schimmer. Zu sehen war nichts.
Hinter der Kiesauffahrt begannen die Bäume. Sie lagen in absoluter Dunkelheit.
Die Warnung des Butlers an das übrige Personal schien gefruchtet zu haben, vor dem Haus ließ sich jedenfalls kein Mensch blicken.
Fünf Minuten verstrichen. Niemand der Anwesenden redete. Alle hingen ihren Gedanken nach. Den Frauen war am stärksten anzusehen, wie sehr sie sich fürchteten. Ihre Augen zeigten einen ängstlichen Ausdruck, während Bills Gesicht und das des Herzogs unbewegt blieben.
»Ich sehe nichts.« Sheila Conolly sagte dies und ließ den Vorhang

wieder in seine alte Lage rutschen.

Auch Lady Anne wandte sich um.

»Man könnte ja mal auf dem Gang nachschauen«, schlug der Herzog vor.

»Das ist zu gefährlich!«

Lady Anne hatte die Antwort gegeben. Ihr Mann lächelte. »Ich finde es sehr lieb, daß du so um mich besorgt bist, aber es hilft uns nichts, wenn wir hier herumstehen.«

»Ich schaue nach«, sagte Bill.

Sheila wollte ebenfalls etwas sagen, verstummte jedoch, als sie Bills Blick sah. Es gab Situationen, da sagte sie nichts mehr, sondern hielt sich zurück. Sheila wußte genau, wie weit sie gehen durfte.

Bill zog die Beretta. Mit schußbereiter Waffe näherte er sich der Tür, lauschte einen Moment und zog die Tür mit einem heftigen Ruck auf.

Dahinter begann ein breiter Flur, der bis zur Treppe führte. Der Herzog hatte das Licht brennen lassen, so daß Bill den Flur entlangschauen konnte.

In seinem Rücken hörte er Schritte, und Sir Sheldon Quinnthorpe blieb neben ihm stehen. Wie auch Bill Conolly schaute er in einen leeren Flur.

»Er scheint den Weg doch nicht gefunden zu haben«, meinte der Herzog und fuhr dabei mit Daumen und Zeigefinger über seinen Schnäuzer.

Eine Geste, die von seiner Nervosität zeugte.

»Hoffentlich bleibt er da. Oder sind Sie scharf darauf, dem Totengräber zu begegnen?« fragte der Reporter.

»Gott behüte.«

»Eben.« Bill drehte sich um und schloß die Tür. »Wir haben ihn nicht gesehen und auch nichts gehört«, sagte der Reporter.

»Was nicht heißen muß, daß er sich unbedingt außerhalb des Hauses befindet«, meinte Sheila.

»Sehen Sie das nicht ein wenig zu pessimistisch?« erkundigte sich Lady Anne.

»Vielleicht. Doch ich habe leider zu viele unangenehme Erfahrungen machen müssen. Sie können mich ruhig als ein gebranntes Kind bezeichnen, das das Feuer scheut.«

»Wenn Sie sich im Dunstkreis eines John Sinclair bewegen, kein Wunder.«

Daraufhin lachten die anderen. Es klang allerdings nicht echt. Zu groß war die Nervosität.

Sir Sheldon ging mit festen Schritten auf das Telefon zu. »Ich werde Harry, den Butler, anrufen«, erklärte er, den Hörer bereits in der Hand haltend.

Er wählte eine zweistellige Nummer, den Hausanschluß. Da es still

war, vernahmen die Anwesenden das Tuten. Es läutete ein paarmal durch, niemand hob ab.
»Das ist seltsam«, murmelte der Herzog. »Harry befindet sich sonst immer auf seinem Zimmer. Das habe ich ihm ausdrücklich zu verstehen gegeben.«
»Vielleicht instruiert er noch das Personal«, vermutete Bill.
»Jetzt noch? Zwischen meinem Gespräch mit ihm ist ziemlich viel Zeit vergangen.«
»Rufen Sie trotzdem an«, sagte Bill.
Das tat der Herzog auch.
Diesmal wurde abgehoben. Der Herzog atmete auf und fragte: »Sind Sie es, Lawrence?«
»Ja, sir.«
»War Harry bei Ihnen?«
»Natürlich, Sir. Er ist aber wieder gegangen. Er hatte uns nur mitgeteilt, daß wir zusammenbleiben sollten. Ist etwas passiert, Sir?«
»Nein, nein, nicht.«
»Soll ich Ihnen Bescheid geben, wenn Harry kommt?«
»Das wäre gut.«
»Geht in Ordnung, Sir.«
Der Herzog schaute die anderen an. »In seinem Zimmer ist er nicht. Beim übrigen Personal ebenfalls nicht. Verflixt, wo kann er denn stecken?«
Sir Sheldon bekam keine Antwort. Die Anwesenden wußten nicht, was sie ihm sagen sollten. Sie hielten die Köpfe gesenkt und starrten auf ihre Schuhspitzen.
»Es kann ja sein, daß er noch durch das Haus patrouilliert«, meinte Bill Conolly.
»Harry ist doch nicht lebensmüde«, sagte seine Frau. »Vielleicht hat er ihnen nicht so recht geglaubt«, vermutete Bill Conolly.
»Ich habe eindringlich mit Harry gesprochen, habe ihn auf alles hingewiesen, aber ich kenne ihn. Er nimmt seine Aufgabe sehr ernst, manchmal zu ernst. Unter Umständen…«
Da klingelte das Telefon.
Bill stand zwar näher am Apparat, aber er überließ es dem Hausherrn, anzunehmen.
Es war der Mann, mit dem er vorhin gesprochen hatte. Sir Sheldon hielt den Hörer so weit vom Ohr ab, daß jeder die Stimme verstehen konnte.
Sie überschlug sich fast. Panik, Entsetzen und Angst schwangen darin.
»Sir… Sir… wir haben Harry gefunden. Tot…«

***

Gedankenschnell nahm ich den Kopf zur Seite. Es war wirklich eine instinktive Bewegung, nicht einmal vom Gehirn bewußt gesteuert.

Die Klinge verfehlte mich!

Um Haaresbreite wischte sie an meinem Hals vorbei. Die Spitze berührte mich nicht, aber die Seite dieser verrosteten Degenklinge strich über meinen Hals.

Eine Sekunde später lag ich am Boden und war nach rechts gehechtet.

Diese Aktion fiel mit dem Wutschrei des Vampirs zusammen. Er schlug nach mir, und ich kam nicht dazu, meine Waffe hervorzureißen, sondern mußte mich aus dem Gefahrenbereich rollen.

Neben mir hackte die Degenklinge in den festgestampften Lehmboden.

Dann hatte ich einen Stuhl gepackt, riß ihn hoch und benutzte ihn als Deckung, um den nächsten Schlag abzuwehren.

Er hieb in die Sitzfläche. Sie war zwar morsch, aber sie brach nicht entzwei. Nur ein Splitter wirbelte durch die Luft, bevor er zu Boden fiel.

Kreischend sprang der Vampir vor. Er hatte es sich so einfach gedacht, jetzt bekam er einen Wutanfall.

Ich schleuderte ihm den Stuhl entgegen. Kargov wollte zwar das Sitzmöbel mit dem Arm abwehren, doch so schnell bekam er die Hand nicht hoch.

Der Aufprall schleuderte ihn zurück und brachte ihn aus dem Rhythmus.

Ich zog die Beretta. Dabei lag ich noch auf dem Boden und zielte auf ihn.

Der Vampir reagierte reflexhaft. Plötzlich schleuderte er seinen verdammten Degen.

Ich drückte nicht mehr ab, sondern rollte zur Seite. Neben meiner Hüfte hackte die Degenspitze in den Lehmboden, wo die Waffe zitternd steckenblieb.

Kargov drehte fast durch, als er sah, daß er mich abermals nicht erwischt hatte. Dafür machte er sich lang, und bevor ich noch feuern konnte, wischte er aus der Hütte.

Das fehlte mir noch, wenn der Blutsauger entkam. Ich war sofort wieder auf den Beinen, packte auch den Degen und nahm die Verfolgung des Blutsaugers auf.

Er war nach links gerannt. Wahrscheinlich wollte er im Unterholz ein Versteck suchen. Dabei machte er einen großen Fehler und schaute sich nach mir um.

Die nächsten Sekunden kamen mir vor wie in einem Zeitlupenfilm. Ich will sie der Reihe nach schildern, denn es war wirklich eine sagenhafte Sache.

Warum ich den Degen und nicht die Beretta nahm, wußte ich selbst nicht. Jedenfalls schleuderte ich die Waffe auf den Blutsauger zu, der seinen Rücken einem Baumstamm zugedreht hatte.

Und ich traf.

Ich sah, wie er beide Arme hochriß, einen schrillen Schrei ausstieß und plötzlich nicht mehr wegkonnte.

Nach zwei Schritten war mir alles klar.

Der eigene, von mir geschleuderte Degen hatte ihn an den Baumstamm genagelt. Seine Hände umklammerten den Griff, sie wollten die Waffe wieder aus seinem Körper ziehen, da stand ich bereits vor ihm, und drückte die kalte Mündung der Beretta gegen seine Stirn.

»Laß es bleiben, Blutsauger!«

Der Vampir gehorchte tatsächlich. Für einen Moment war er überrascht.

Dann überzog ein finsteres Grinsen sein Gesicht. »Willst du mich tatsächlich töten?« hechelte er.

»Ja.«

»Versuch es nur. Versuch es, du Hund. Du schaffst es nicht. Was sind schon Kugeln?« Er kreischte, hatte sein Maul weit aufgerissen und zeigte mir seine Zähne.

»Ja«, sagte ich, »was sind schon Kugeln? An und für sich nichts. Aber meine Waffe ist mit geweihten Silberkugeln geladen…«

Er ließ mich nicht mehr weiterreden. »Neiiiinnnn!« brüllte er, und sein Schrei zitterte über den alten Friedhof.

Ich schoß.

Dabei hatte ich die Augen geschlossen, denn so etwas ist kein schöner Anblick. Ich wandte ihm sogar meinen Rücken zu, und als ich mich dann wieder umdrehte, sackte soeben ein in Lumpen gehülltes Skelett zu Boden, dessen Knochen sich langsam, aber sicher auflösten und zu Staub wurden.

Zurück blieb der rostige Degen.

Ich zerbrach ihn. Beide Teile schleuderte ich in den Wald hinein. Die brauchte ich nicht mehr.

Dann hatte ich es eilig!

***

»Tot!« flüsterte der Herzog, und der Hörer rutschte ihm aus den schweißnassen Fingern. »Er ist tot…«

Bills Gesicht wurde zur Maske. Die beiden Frauen begannen zu zittern.

Sie hatten gehört, daß der Totengräber im Haus war und keine Gnade kannte.

»Und jetzt?«

»Wir müssen auf jeden Fall zusammenbleiben.« Bill Conolly hatte den Schock als erster überwunden. »Wenn wir uns trennen, könnte es uns so ergehen, wie Harry.«
»Dann bleiben wir hier?« fragte Lady Anne.
»Es wird das Beste sein.«
»Wollen Sie immer noch nachschauen?« erkundigte sich Sir Sheldon Quinnthorpe.
»Ja, Sir. Ich schaue nach. Und wenn er herkommt, werde ich ihn mit einer Kugel empfangen.«
»Bill!« Sheila wollte ihren Mann aufhalten.
Der Reporter schüttelte den Kopf. Er wußte genau, was er jetzt zu tun hatte.
Entschlossen schritt er auf die Tür zu, von den ängstlichen Blicken der anderen begleitet.
Bill brauchte die Tür nicht mehr zu öffnen. Das besorgte ein anderer.
Der unheimliche Totengräber!

***

Blut tropfte von seiner Schaufel und bildete auf dem lindgrünen Teppich rostrote Flecken. Die Augen waren zu Schlitzen verengt, das Gesicht eine Maske. In seiner Hand hielt er die Schaufel, schlag- und wurfbereit.
Was hatte Bill Conolly versprochen?
Er wollte sofort schießen, doch das plötzliche Auftreten dieser unheimlichen Figur hatte ihn so überrascht, daß es seine Reaktionen lähmte.
Bis Lady Anne schrie.
Und da explodierte Bill Conolly. In seinem Innern schien die Sehne zu zerreißen, die ihn bisher festgehalten hatte, er riß seine Waffe hoch und drückte ab.
Kurz nur zuckte die Feuerblume aus dem Lauf. Ein fahlgelber Blitz, aber ebenso rasch reagierte der Totengräber. Er riß seine Schaufel hoch, und die geweihte Silberkugel prallte gegen das breite metallene Blatt, von wo sie als singender Querschläger da von jaulte und in die Wand hieb.
Der Fluch blieb Bill im Hals stecken. Dafür feuerte er ein zweites Mal.
Abermals hatte er Pech. Auch diese Kugel traf das Schaufelblatt des Spaten.
Und dann reagierte der Totengräber. Plötzlich sprang er vor und entledigte sich seiner Waffe. Er schleuderte die Schaufel auf den Reporter zu.
In Hüfthöhe wischte sie durch die Luft und hätte Bill in der Körpermitte geteilt, doch der Reporter drehte ab und hechtete in

einem riskanten Rückwärtssprung aus der Flugrichtung.

Die gefährliche Schaufel verfehlte ihn knapp, und auch die anderen hatten unwahrscheinliches Glück, daß sie nicht getroffen wurden. Das Instrument hieb in den alten Schreibtisch, wobei es ihn regelrecht zertrümmerte.

Der Schreibtisch krachte auseinander. Ein altes Erbstück, das innerhalb von Sekunden seinen Wert verlor. Zwischen dem noch echten Holz wirkte das Kunststoffgehäuse des Telefons deplaziert. Federhalter, Schreibpapier und eine Lampe fielen in die Holztrümmer, wobei der Kopf der Lampe in zahlreiche Teile zersplitterte.

»Weg hier!« brüllte der Herzog die beiden Frauen an. Sie hörten nicht, sondern blieben stehen.

Bill lag noch am Boden. Er wollte hoch, den Arm herumschwenken und Jock Gray mit einer Kugel stoppen, doch der Totengräber war einfach schneller. Zudem schien er einen regelrechten Riecher für Gefahrenmomente zu besitzen, denn ein Sprung brachte ihn in Bills Nähe und sein Tritt schleuderte dem Reporter die Beretta aus der Hand.

Der rechte Arm wurde nach oben katapultiert. Bill schrie vor Wut und Schmerz, er rechnete damit, daß der Totengräber ihn mit der Schaufel köpfen würde.

Gray hatte anderes im Sinn.

Er wollte den Herzog.

Und dessen Frau.

Das merkte auch Sheila. Sie hatte sich schon des öfteren in haarsträubenden Situationen befunden, und sie las in den Augen des Zombies den Vernichtungswillen.

Starr war der Blick auf den Herzog und dessen Frau gerichtet.

Sheila reagierte goldrichtig. Sie riß Anne an der Schulter herum und schleuderte sie auf das Fenster zu, so daß die Frau aus der unmittelbaren Reichweite des mörderischen Totengräbers gelangte.

Der ließ sich nur kurz ablenken. Er warf Lady Anne einen knappen, aber erbarmungslosen Blick zu, wobei er die Mundwinkel verzog, als wollte er sagen: »Du entkommst mir doch nicht«, dann schritt er weiter und hielt unbeirrt auf sein Ziel zu.

Sir Sheldon Quinnthorpe!

Der Herzog stand im Augenblick allein. Niemand konnte ihm helfen. Die beiden Frauen nicht und auch nicht Bill Conolly, weil der Reporter mit sich selbst genug zu tun hatte. Seine rechte Hand konnte er kaum mehr gebrauchen, der Tritt des Zombies hatte sie so gut wie gelähmt.

Der Herzog wußte, was ihm bevorstand, und er suchte fieberhaft nach einem Ausweg. Vorn übergebeugt stand er da, breitbeinig, den Blick starr auf seinen Todfeind gerichtet, der sich bückte, ohne seinen Lauf zu unterbrechen und dabei die Schaufel aufhob.

Er hielt sie so, daß die Spitze genau auf den Herzog zeigte. Zwei Schritte trennten die beiden noch, als der Zombie stehenblieb. »Du warst es«, sagte er.

»Was war ich?«

»Du hast mein Reich verkommen lassen, Verdammter. Der Friedhof wurde durch dich allein geschändet. Ich lag in der feuchten Erde, und ihr habt das veruntreut, was ich euch hinterlassen habe. Aber ich schloß schon vor meinem Tod mit dem Satan einen Pakt, weil ich für alle Zeiten über den Friedhof wachen wollte. Das wurde mir verwehrt. Ich mußte über hundert Jahre liegen, bis ich wieder zurückkehren konnte, und wie fand ich mein Reich vor? Verkommen, einem Acker gleich, und du sollst dafür büßen!«

Der Herzog glaubte, nicht richtig verstanden zu haben, als er das Motiv des Totengräbers hörte. »Deshalb wollen Sie mich und meine Familie töten?«

»Ja!«

Ich werde wahnsinnig! dachte Sir Sheldon. Das kann doch nicht angehen! Da drehe ich durch. Dieses Wesen muß irre sein, verrückt, total durcheinander.

Für einen verkommenden Friedhof, auf dem jahrelang niemand begraben worden war, wollte er Menschen töten!

»Ist das wirklich Ihr Ernst?« flüsterte der Herzog.

Jock Gray bewegte seinen kantigen Schädel nickend. »So ist es!«

Nicht nur der Herzog hatte die Worte vernommen, auch dessen Frau.

Lady Anne war vor Grauen und Angst nicht fähig, ein Ton herauszubekommen. Sie und Sheila standen nahe am Fenster, die Lady hatte ihre Hände in Sheilas Arm gekrallt. Ihre Augen waren verdreht, der Mund aufgerissen, und Speichel tropfte über die Unterlippe.

Auch Sheila wußte keinen Rat. Sie stand ebenfalls unter einem Schock.

Wer konnte noch helfen? Bill?

Er versuchte es. Obwohl er seinen rechten Arm kaum bewegen konnte, robbte er vor und stützte sich dabei mit dem linken ab. Der Reporter biß die Zähne zusammen. Er wollte weder auf- noch nachgeben. Sein Gesicht war verzerrt, es glänzte schweißnaß, aber er hatte ein Ziel.

Die Beretta!

Sie war ihm zwar aus der Hand geschlagen worden, doch nicht so weit gefallen, wie es sich der Totengräber vielleicht gewünscht hätte. Sie lag etwa auf halbem Wege zwischen Bill und Jock Gray.

Der Reporter wollte sie haben.

Der Totengräber wandte ihm den Rücken. Er starrte den Herzog noch immer an, als wollte er sein Bild ein letztes Mal in sich aufsaugen, bevor er ein Ende machte.

Bill kämpfte sich vor. Es war verflucht schwer, sich so voranzubewegen, und vor allen Dingen auch so lautlos wie möglich, der andere sollte nichts mitbekommen.
Für den Bruchteil einer Sekunde trafen sich Bills und Sheilas Blicke.
Beide zeigten ein gewisses Einverständnis.
Und Sheila reagierte.
Sie durfte nicht nur an Lady Anne denken und mußte sie für einen Moment allein lassen. Wenn es ihr gelang, die Beretta zu nehmen, war dies vielleicht die entscheidende Wende.
Sie lief vor.
Viel zu hastig.
Bill wollte noch schreien und seine Frau zurückholen, da war es bereits zu spät.
Jock Gray fuhr herum und schlug aus der Drehung zu.
Bill hörte das Klatschen, sah die blonden Haare in einem furiosen Wirbel zur Seite fliegen und bekam mit, wie Sheila quer durch den Raum taumelte, bevor sie lang zu Boden fiel, wo zum Glück der Teppich ihren Fall bremste.
Da drehte Bill durch.
»Du Hund!« brüllte er, sprang auf, spürte noch den scharfen Schmerz im Gelenk, aber er achtete nicht darauf. Mit vollem Gesicht warf er sich dem Zombie entgegen.
Diesmal reagierte Jock Gray zu spät. Bevor er zuhämmern konnte, unterlief Bill den Schlag, der unweigerlich mit der Kante seinen Rücken getroffen hätte und rammte den Kopf in den Magen des Untoten.
Jock Gray verspürte zwar keine Schmerzen, aber er wurde zurückgeschleudert und an seinem grausamen Vorhaben erst einmal gehindert.
Er krachte gegen die Wand, zusammen mit Bill Conolly, dessen Schädel den Aufprall weit weniger gut überstanden hatte und in mehreren Explosionen auseinanderzufliegen drohte.
Wie ein Ertrinkender seinen Retter, so umklammerte der Reporter den Zombie.
»Flieht!« brüllte er dabei. »Haut ab!«
Der Zombie stieß ein wüstes Knurren aus. Er beugte sich nach vorn, aber Bill ließ nicht los. Er hatte seine zehn Finger in das kalte Totenfleisch des Zombie-Körpers gekrallt und drückte Jock Gray gegen die Wand.
Dann hatte sich der Totengräber wieder gefangen. Er packte die Schaufel kürzer und schlug über Bills Rücken hinweg zu.
Der Reporter hatte das Gefühl, sein Kreuz würde in der Mitte geteilt.
Nicht einmal schreien konnte er. Ihm wurde einfach schwarz vor Augen, und er merkte nicht mehr, wie Jock Gray ihn wie ein lästiges

Insekt von sich stieß.

Bewußtlos fiel der Reporter zu Boden.

Der Totengräber jedoch kümmerte sich um die anderen, mit Bill und Sheila wollte er sich später beschäftigen.

Wild schaute er sich um. Der Herzog und seine Frau waren verschwunden!

***

Beide hatten Bills Schreie gehört.

Während Lady Anne schreckensbleich auf dem Fleck stehenblieb, handelte Sir Sheldon. Der Totengräber kümmerte sich im Moment um Bill Conolly, er hatte freie Bahn und sprang mit einem gewaltigen Satz auf seine Frau zu.

Lady Anne wußte kaum, was mit ihr geschah. Sie wurde von ihrem Mann gepackt und mitgezogen. Automatisch setzte sie ein Bein vor das andere, taumelte an seiner Seite weiter und verließ den höllischen Raum.

»Komm mit!« schrie ihr Mann.

Sie rannten in den Gang. Hart hämmerten ihre Füße auf den Boden.

Flucht war das einzige, das noch half. Und sich dann verstecken. Klar denken konnte keiner mehr von ihnen. Anstatt nach unten zu laufen und zu versuchen, mit dem Wagen zu entkommen, sahen sie die nach oben führende Treppe.

Sie endete im nächsten Stockwerk, wo auch die Schlaf räume des Ehepaars lagen, sowie die der Kinder.

Es war Lady Anne, die in ihrer blinden Verzweifelung die Stufen hochrannte, stolperte, hinfiel, wieder hochgerissen wurde und weiterlief.

Sie schluchzte, weinte und keuchte in einem. Dabei flog sie am gesamten Körper. Das Zittern begann bei den Haarspitzen und erreichte die Zehen.

Auf halbem Weg blieb ihr Mann stehen.

Auch sein Gesicht war nur noch eine Maske. Von Angst und Grauen gezeichnet.

Doch sein Denkapparat funktionierte einigermaßen. Es wunderte ihn selbst, daß er die nächsten Worte hervorbringen konnte. »Wir sind falsch gelaufen, Anne.«

Die Frau starrte ihn mit einem Blick an, in dem sich zahlreiche Gefühle paarten, der aber dennoch völlig unverständlich war. »Und was tun wir jetzt?« hauchte sie.

»Wieder zurückrennen.«

»Zu spät!« flüsterte Lady Anne.

Damit hatte sie recht. Deutlich hörten beide die Schritte ihres Verfolgers.

Der Totengräber kam!
Eilig hatte er es nicht einmal. Seine Tritte hörten sich stampfend an, gleichmäßig, wie die eines Roboters. Er war seiner Sache sicher, ließ sich von seinem Ziel nicht abbringen.
»Vielleicht geht er vorbei!« hauchte die Frau.
Ihr Mann hob die Schultern. Er glaubte nicht daran, wollte aber auch die Hoffnungen seiner Frau nicht zerstören. Sie zogen sich noch ein wenig zurück, blieben jedoch so stehen, daß sie nach unten schielen konnten, wobei der Herzog seine Frau etwas nach hinten drängte und einen Finger auf seine Lippen legte.
Lady Anne verstand das Zeichen. Sie preßte die Lippen aufeinander und nickte heftig.
Die Schritte wurden lauter. Jeden Augenblick mußte der Totengräber erscheinen.
Der Herzog und seine Gemahlin hielten den Atem an, obwohl es beiden sehr schwerfiel.
Ging er vorbei?
Nein, er blieb stehen!
Der lebende Tote schien mit dem Instinkt eines Tieres ausgestattet zu sein. Er wußte genau, wohin er sich zu wenden hatte, denn nach einigen Sekunden des Irritiertseins drehte er den Kopf langsam nach rechts.
Dort lag die Treppe.
Auf dem Absatz zuckten die beiden Menschen zurück. In ihren Augen flammte abermals die Panik auf. Es war eine schlimme Angst, die in ihrem Körper hochstieg.
»Und jetzt?« wisperte die Lady.
Ihr Mann deutete nach oben. Sie mußten die Treppe weiter hoch. In der nächsten Etage, wo sich die Schlaf räume befanden, konnten sie sich unter Umständen verstecken.
Vielleicht so lange, bis die Conollys die Polizei alarmiert hatten oder John Sinclair eingetroffen war. Von dieser Überlegung ging der Herzog aus. Vor allen Dingen setzte er seine Hoffnungen auf John Sinclair. Ihm mußte doch einiges klar werden, wenn er den Totengräber auf dem Friedhof nicht fand.
Ihr Startzeichen war das dumpfe Geräusch, das entstand, als der Totengräber seinen Fuß auf die erste Stufe setzte.
Er kam hoch…
Sir Sheldon Quinnthorpe drehte sich, faßte seine Frau unter und zog sie mit.
Lady Anne zitterte am gesamten Leib. So etwas hatte sie noch nie erlebt. Aus Germany hatte sie ihr Mann damals geholt, und sie hatte ein gutes Leben geführt, in das jetzt die Schatten des Grauens mit elementarer Wucht hineingeschleudert worden waren.

Ihre Angst war grenzenlos geworden, und es kostete sie eine ungeheure Überwindung, vor Entsetzen nicht laut loszuschreien.

Die beiden Flüchtlinge ließen die breite Treppe hinter sich und erreichten den langen Flur, von dem die einzelnen Zimmer abzweigten.

Unten vernahmen sie die schweren Schritte.

Er kam ihnen nach.

Unerbittlich wie eine ferngelenkte Maschine. Da kannte dieses Wesen keine Gnade, es wollte die Opfer, und es würde sie auch bekommen, das stand fest.

Der Herzog streckte seinen Arm vor und krümmte die Hand nach rechts, wobei er auf eine Tür deutete, die zum Schlafzimmer führte. »Da hinein!« hauchte er.

Vor der Tür blieben die beiden einen Moment stehen. Obwohl die Zeit bei ihnen mehr als knapp war, nahm sich der Herzog die Sekunden heraus, um die Klinke behutsam nach unten zu drücken. Zum Glück schwang die Tür lautlos auf.

Sie betraten den großen Raum.

Da stand das alte Bett, der Frisiertisch, eine Liege und der große, bis zur Decke reichende Einbauschrank. Ferner gab es noch eine zweite Tür, die zum Bad führte.

Der Herzog schloß ab.

»Glaubst du, daß er uns hier findet?« flüsterte seine Frau.

Sir Sheldon hob die Schultern. Er ließ Lady Anne los und huschte auf seinen Nachtschrank zu. Die oberste Schublade zog er hervor und holte seine Pistole hervor.

Es war eine Armee-Waffe, Kaliber 45. Der Herzog besaß einen eigenen Schießstand, auf dem er hin und wieder übte. Er war also gut in Form und würde diesen verdammten Totengräber schon rechtzeitig erwarten, dessen war er sicher.

»Und jetzt?«

Sir Sheldon lächelte seiner Gattin zu. »In den Schrank«, flüsterte er.

»Was?«

»Ja, das ist das beste Versteck. Wenn dieser Zombie ins Zimmer kommt und uns nicht sieht, wird er vielleicht verschwinden. Dann haben wir eine Chance, nach unten zu laufen und zu fliehen.«

Lady Anne ließ sich die Worte durch den Kopf gehen. Ja, da konnte ihr Mann recht haben.

Sie nickte heftig. Sir Sheldon hatte bereits die große Mitteltür geöffnet. Er schob Kleider, Blusen und Röcke zur Seite und schuf so einen freien Platz.

Lady Anne kletterte als erste in den großen Schrank. Sie verbarg sich hinter ihrer Kleidung, als ihr Mann noch davor stand und lauschte.

Er hörte die Schritte sehr deutlich. Jetzt war der unheimliche

Totengräber oben. Eine Tür wurde von ihm aufgerissen. Es war der Raum neben dem Schlafzimmer.

»Komm!« flüsterte seine Frau.

Sir Sheldon ließ sich dies auch nicht zweimal sagen, er kletterte ebenfalls in den Schrank, zog die Tür, zu und drückte sich ein wenig nach links. Lady Anne hatte den Arm ausgestreckt. Sir Sheldon spürte die Finger seiner Frau auf der Haut.

»Ich habe Angst, Sheldon«, flüsterte sie, »Und ich werde beten, daß wir es schaffen.«

»Ja, Anne, tu das.« Sir Sheldon wartete mit schußbereiter Waffe. Sie war geladen, und er hatte sie auch entsichert. Er würde diesen Totengräber erschießen, und wenn es eben ging, wollte er ihm die Kugeln in den Kopf setzen.

So mußte er doch zu töten sein.

Obwohl die Schranktür so gut zugezogen war, wie es eben ging, hörten sie noch die Geräusche des Totengräbers. Er hatte sich nicht damit zufriedengegeben, nur in den Raum hineinzuschauen, sondern durchsuchte ihn auch.

Lady Anne zitterte. »Sheldon!« hauchte sie. »Der sieht auch nach.«

»Ich weiß.«

»Mein Gott, dann wird er uns auch finden!«

»Ich schieße ihm den Schädel entzwei!« versprach Sir Sheldon Quinnthorpe mit finsterer Stimme.

»Oh Gott, ich habe so eine Angst.«

»Du mußt dich jetzt zusammenreißen, Mädchen«, sagte der Mann eindringlich.

»Ja, ja…«

Die Tür des Nebenzimmers knallte zu. Es klang wie ein Pistolenschuß.

Schritte auf dem Gang.

Jetzt kam er.

»Vielleicht hättest du nicht abschließen sollen«, wisperte Lady Anne.

»Wenn er merkt, daß verschlossen ist, wird er vielleicht noch mißtrauischer.«

Daran hatte der Herzog auch schon gedacht, jedoch nicht gewagt, mit seiner Frau darüber zu sprechen.

Der Totengräber war an der Tür. Beide vernahmen, wie er an der Klinke rüttelte.

Danach war es ruhig.

Im nächsten Augenblick geschah es. Schwere Tritte krachten gegen das Holz.

Der Herzog und seine Frau vernahmen das Wummern. Dumpf klang es an ihre Ohren.

Einmal, zweimal trat der Totengräber gegen die Tür. Sie war sehr

stabil, er würde es schwer haben, sie aufzubekommen. Dann nahm er die Schaufel. Die Geräusche änderten sich. Zwar klangen sie auch jetzt noch dumpf, aber zwischendurch vernahmen sie auch ein Splittern und Krachen. Der Totengräber hatte es geschafft. Der Weg würde in den nächsten Sekunden frei sein.

Wie ein Ungeheuer kam er ins Zimmer.

Beide hörten seinen röhrenden Schrei, dann ein dreckiges Lachen und seine Stimme.

»Ich weiß, daß ihr hier irgendwo seid, ihr Verdammten. Kommt raus, oder ich hole euch!«

Wieder wurde die Angst übergroß. Lady Anne hatte Mühe, nicht loszuschreien. Für sie war es grauenhaft. Ihre Zähne klapperten aufeinander, sie konnte einfach nicht dagegen an, und sie krallte sich an ihrem Mann fest.

Beide standen geduckt. Der Herzog hatte dabei seinen Oberkörper leicht vorgebeugt. Die Lippen waren so hart aufeinandergepreßt, daß der Mund nur einen Strich bildete.

Er kam zum Schrank.

Es war daran zu merken, daß seine Schritte lauter wurden. Sie klangen dumpf und hart zur gleichen Zeit, wie beim Trommler, der auf einem mit Fell überzogenen Instrument spielte und sehr langsam nur seine Schlagstöcke bewegte.

Würde er den Schrank öffnen?

Auf jeden Fall kam er näher, und er behielt auch die Richtung bei. Der Schrank hatte mehrere Türen. Vielleicht würde er bei einer Außentür beginnen und sich dann langsam nähertasten, was die Spannung und die Angst bis zum Siedepunkt erhöhten.

Dann stand er vor dem Schrank.

Und nicht nur davor, sondern auch vor der richtigen Tür.

Mit einem heftigen Ruck zog er sie auf!

***

Der Vampir war erledigt, doch der gefährlichste Gegner, der Totengräber, existierte nach wie vor.

Ihn mußte ich packen.

Falls es nicht schon zu spät war. Während ich durch den Wald hetzte, machte ich mir selbst die bittersten Vorwürfe. Ich hätte nicht auf den Friedhof gehen sollen, sondern im Haus abwarten, ob sich dort irgend etwas tat.

Es war zu spät, jetzt mußte ich versuchen zu retten, was noch zu retten war.

Der Weg war nicht gerade einfach. Immer wieder griffen sperrige Äste und Zweige nach mir, versuchten sich in der Kleidung festzuhaken oder peitschten durch mein Gesicht. Als ich schließlich

den schmalen Weg erreichte, war ich froh. Ihn konnte ich weiterrennen, kannte mich nun aus und kam auch in der Dunkelheit gut voran. Natürlich legte ich mich einmal auf die Nase. Ich war über einen Stein gestolpert, der als wirkliche Falle aus der Erde ragte. In der Luft noch drehte ich mich, so daß ich ins Gebüsch krachte und von den einigermaßen starken Zweigen aufgefangen wurde.

Es war eine ziemlich warme Nacht, auch wenn sich der Himmel in einem Wolkenkleid zeigte. Längst klebte mir die Kleidung am Körper, ich dampfte regelrecht und atmete auf, als ich durch die Büsche und das Astwerk Licht schimmern sah.

Das Landhaus.

Endlich!

Mein Lauf wurde etwas langsam. Es hatte keinen Sinn, völlig ausgepumpt das Ziel zu erreichen, ich mußte wieder zu Atem kommen, um normal reagieren zu können.

Nicht nur hinter den Fenstern schimmerte Licht. Ein breiter Streifen fiel auch aus der offenen Haustür.

Es wurde von mehreren Schatten unterbrochen, die ich unschwer als menschliche Wesen identifizierte.

Sie liefen auch hin und her, schienen mir ziemlich aufgeregt zu sein, ich hörte auch Stimmen.

Wieder begann ich zu rennen. Ein schlimmes Gefühl hatte sich meiner bemächtigt. So etwas wie Angst keimte in mir hoch. Eine Angst, doch noch verloren zu haben.

Mein Gott, wenn ich tatsächlich zu spät kam…

Man sah mich.

Ein Mann lief auf mich zu. Er trug die Kleidung eines Obers. Einen dunklen Frack, das sah ich auch in der Finsternis. Kurz vor der Treppe trafen wir zusammen.

Beide mußten wir erst Luft holen. »Was ist geschehen?« erkundigte ich mich keuchend.

»Tot, er ist tot…« Der Mann schluchzte und senkte den Kopf.

Ein Stahlnagel schien durch mein Herz zu fahren. »Wer ist tot?« fragte ich.

»Harry.«

Ich kannte den Namen nicht.

»Der Butler. Wir haben ihn gefunden. Der Mörder hat ihm die Kehle durch…«

»Schon gut«, sagte ich. Meine Stimme war kaum zu verstehen. »Und wo sind die anderen, die Gäste, meine ich?«

»Wir haben Schüsse gehört.« Zwei Frauen, die sich in der Nähe aufhielten, nickten als Bestätigung.

»Wo war das?«

»Im Haus, Sir.«

»Wo genau? Reißen Sie sich zusammen, Mann. Wo haben sich der Herzog, dessen Gemahlin und seine Gäste aufgehalten?«

»Im Arbeitszimmer.« Er räusperte sich. »Erster Stock, Sie müssen die Treppe hoch.«

Ich bedankte mich nicht, sondern jagte los. Zuerst die Freitreppe hoch.

Als ich in der großen Halle stand, schaute ich mich kurz um.

Rechts ging es in die anderen Etagen. Mit gewaltigen Sprüngen nahm ich die Stufen, erreichte das erste Stockwerk und schaute rechts in einen Gang hinein, an dessen Ende eine Tür offen stand.

Mein Blick fiel in ein Zimmer.

Obwohl ich noch ziemlich weit entfernt war, konnte ich die beiden Personen doch erkennen, die sich in dem Raum befanden. Es waren Sheila und Bill Conolly.

Mein Herz übersprang einen Schlag, denn ich sah die Freunde am Boden liegen.

»Waren sie etwa…?«

Als ich das Zimmer betrat, hörte ich das Stöhnen, und Sheila richtete sich auf.

Noch nie hatte ich sie so gesehen. Ihre rechte Gesichtshälfte war blutverschmiert. Die beiden Wunden befanden sich an der Stirn und auch unter dem Auge. Dort mußte sie ein ungemein heftiger Schlag getroffen haben.

»Sheila!« rief ich.

»John, mein Gott.« Erleichterung malte sich auf ihrem Gesicht ab. »Wir konnten ihn nicht stoppen. Er ist wie ein Tier, das alles niederwalzt. Er hat die Schaufel genommen und mich geschlagen.«

»Wo sind die anderen?«

»Ich weiß nicht, ich wurde bewußtlos. Aber Bill…«

Himmel, an ihn hatte ich kaum gedacht. Ich drehte mich um und schaute auf meinen Freund.

Er war bewußtlos. Sein Rücken sah schlimm aus. Die Kleidung war dort zerfetzt, ich sah zwar kein Blut, dafür einen dicken Bluterguß, der rötlich grün schimmerte.

»Kümmere du dich um ihn, Sheila. Ich muß den verfluchten Zombie finden. Und du hast nichts gesehen?«

»Nein, vielleicht sind sie nach draußen gelaufen?«

»Dann hätte ich sie entdeckt.«

Da hörte ich die Schüsse und vernahm auch den gellenden Schrei. Das war von oben gekommen!

Mich hielt nichts mehr!

***

Obwohl der Herzog und seine Frau damit gerechnet hatten, entdeckt

zu werden, traf sie der Schock wie eine eiskalte Dusche.
Der Totengräber starrte Sir Sheldon an. Lady Anne konnte er nicht sehen, sie hatte sich seitlich zwischen die Kleider gequetscht. Es waren lange und grausame Sekunden, in denen sich die Blicke der beiden Feinde ineinander fraßen. Ein böses Grinsen huschte über das Gesicht des Untoten.
Jetzt hatte er ihn.
Sir Sheldon wurde kalkweiß. Jegliches Blut strömte aus seinem Gesicht.
Die Schweißtropfen glitzerten auf seiner Haut wie Kugeln aus Perlmutt.
Aber der Mann überwand seine Angst und hob den rechten Arm.
In den Kopf werde ich ihn schießen.
Er drückte ab. Dies geschah, bevor der Totengräber noch mit seiner Schaufel zustoßen konnte.
Jock Gray wurde zwar nicht in den Kopf getroffen, dafür in die Brust. Aus kürzester Distanz traf das schwere Geschoß, riß ein Loch, dann der zweite Schuß, wieder in die Brust, der dritte in den Kopf, und jeden Schuß begleitete der Herzog mit einem irren Lachen.
Der Totengräber wurde von den Einschlägen zurückgestoßen. Er taumelte bis vor das Bett, wo er sich jedoch wieder fangen konnte und ein drohendes Knurren ausstieß.
Die Augen des Herzogs wurden groß. Er wollte nicht glauben, was er sah.
Drei Kugeln hatte er verschossen. Dreimal getroffen, zweimal in die Brust und einmal in den Kopf, dicht unter dem Kinn.
Der unheimliche Totengräber lebte noch immer. So konnte man ihn nicht töten, nein, so nicht.
Und er kam.
Sein Kinn war zerschmettert worden. Knochensplitter standen hervor.
Sie machten - das Gesicht zu einer schaurigen Fratze, das dem Herzog wie eine Symphonie des Schreckens vorkam.
Der Zombie lebte!
Dieses Wissen grub sich wie ein scharfer Splitter in das Gehirn des Herzogs und lähmte sein Denken. Er bekam den Arm mit der Waffe nicht mehr hoch, sondern starrte den Unheimlichen nur an.
Genau und sehr deutlich sah er, wie der Totengräber seinen Spaten hochriß. Dann hielt er ihn waagerecht. Das Schaufelblatt zeigte genau auf die Körpermitte des Mannes.
Er kam näher.
Drei Schritte waren es.
»Sheldon, was ist?« Der Herzog hörte die angsterfüllte Stimme seiner Frau, doch er war nicht in der Lage, eine Antwort zu geben. Sein Mund war wie zugeschnürt. Er konnte nur noch schauen und

erwartete die tödliche Attacke des Totengräbers.
Noch ein Schritt.
»Stirb!« brüllte der Zombie und stieß zu.
Ein gellender, markerschütternder Schrei, den Lady Anne ausstieß, übertönte das Röcheln des sterbenden Mannes, der langsam zusammensackte.
Als der Totengräber die Schaufel zurückzog, schimmerte das Blatt hellrot…
Der Revolver polterte auf den Schrankboden. Sir Sheldon hob in einer letzten, verzweifelten Bewegung seinen linken Arm. Erstaunt waren seine Augen aufgerissen. Reflexartig griffen die Finger zu und bekamen ein Kleidungsstück zu packen, an das sie sich festkrallten und es vom Haken rissen.
Das Jackett fiel auf den Kopf des Mannes und deckte ihn wie ein Leichentuch zu.
Sir Sheldon Quinnthorpe hatte die Rache des unheimlichen Totengräbers voll getroffen.
Er starb…
Aber noch lebte Lady Anne. Auch sie sollte der Rache des Zombies nicht entgehen.
Jock Gray hob die Schaufel und hämmerte darauf zu. Der wuchtige Schlag zerfetzte das Holz der Schranktür und bereitete den Weg vor, der Jock zu Lady Anne bringen sollte.
Die Frau war nur noch ein wimmerndes Bündel aus Angst und Entsetzen. Sie hatte den Tod ihres Mannes miterleben müssen, in ihrem Gehirn war etwas ausgeklinkt.
Starr blickten die Augen. Wahnsinn schimmerte in den beiden Pupillen.
Der Totengräber hatte freie Bahn. Die Frau wollte er nicht in dem Schrank töten, sondern hervorziehen.
Er streckte seinen Arm aus.
Lady Anne sah die gekrümmte Hand, die grauen Finger mit den langen Nägeln, unter denen noch die feuchte Erde des Grabs klebte, und ein irres Lächeln zeichnete ihr Gesicht.
»Nicht anfassen!« flüsterte sie. »Nicht…«
Das dreckige Lachen schallte ihr entgegen. »Und ob ich dich anfasse. Du hast den Friedhof auch verkommen lassen, deshalb werde ich dich erledigen!«
Es war ein grausames Versprechen, und der Totengräber würde es einhalten.
Er griff zu.
Kalte Klauen umklammerten die Schulter der angststarren Frau, griffen zu und zogen sie aus dem Schrank mit der zerfetzten Tür. Ein querstehender Splitter fuhr in den Arm der Lady, doch sie achtete

nicht darauf und spürte keinen Schmerz.
Ein Ruck, und sie lag in den Klauen des Untoten.
Im gleichen Augenblick erreichte ich die Stätte des Grauens. Um zwei Sekunden zu spät.
Trotzdem peitschte meine Stimme: »Laß sie los, du Bestie!«

***

Ich konnte leider nicht schießen. Die Distanz war zwar ausgezeichnet, aber der Zombie hielt die Frau als Deckung vor sich. Ich konnte an den beiden vorbeischauen, sah in den Schrank und erkannte auch das Blut sowie den Toten.
Es war ein furchtbarer Anblick, und für die Herzogin müßte es das absolute Grauen überhaupt gewesen sein.
Mein Haß auf diesen Totengräber wuchs, er steigerte sich ins Unermeßliche, aber ich durfte mich nicht gehenlassen, sondern mußte die Nerven bewahren, so schwer mir dies auch fiel.
Er hatte Lady Anne an sich gepreßt. Sein linker Arm umspannte ihren Körper. In der rechten Hand hielt er noch die Schaufel, von dessen Blatt Blut zu Boden tropfte und vor dem Bett dicke Flecken bildete.
Lady Annes Gesicht war eine Maske. Gefühle spiegelten sich darauf nicht mehr wider. Sie hatte das absolute Grauen erlebt und war nicht mehr fähig, überhaupt noch etwas zu begreifen. Wahrscheinlich war sie schon jetzt für ihr Leben gezeichnet.
Ich schluckte hart. Über den Lauf der Beretta hinweg starrte ich den Zombie an.
Er war eine schreckliche Gestalt. Roch nach feuchter Erde, Moder und Grab. Und er glich einem in die Enge getriebenen Tier, das kaum einen Ausweg sah.
»Geh weg!« keuchte er.
Ich schüttelte den Kopf. »Nein, erst laß die Frau los. Dann tragen wir es aus.«
»Sie wird sterben!« keuchte er. »Ich bringe sie um. Sie hat es nicht anders verdient, genau wie dieser Herzog.«
»Sie hat dir nichts getan!«
»Doch hat sie was getan. Sie hat meinen Friedhof verkommen lassen, mein Reich zerstört, dafür muß sie und ihre Familie büßen. Nicht umsonst hat mir der Satan durch seinen Trank die Kraft gegeben, dem Grab zu entsteigen. Er will, daß der Friedhof mein Platz bleibt. Keiner soll darauf, keiner. Ich werde ihn mir mit dem Vampir teilen. Wir machen ihn zu einem Stützpunkt des Teufels.«
»Der Vampir ist tot!« erwiderte ich kalt.
Zuerst schien er nicht zu begreifen, was ich damit meinte, denn ich sah keine Reaktion. Er öffnete nur den Mund, ein Wort drang nicht über seine Lippen.

»Ich habe ihn getötet«, erklärte ich.
»Du?«
»Ja. Du siehst, so mächtig war der Blutsauger nicht. Deine Chancen sinken.«
»Aber ich bin stärker!« zischte er. »Ich bin viel stärker als er. Mich wirst du nicht schaffen.«
»Wir werden es sehen. Laß erst die Frau los!«
»Nie!«
Diese Antwort sagte mir genug. Er würde die Geisel wirklich nicht aus der Hand geben.
Langsam schob er sie vor.
Ich spielte mit dem Gedanken, abzudrücken und eine Kugel an der Lady vorbei in seinen Kopf zu jagen, doch da war noch der verdammte Spaten, den er etwas gekippt hatte, so daß das Schaufelblatt schräg gegen die Kehle der Frau gerichtet war. In einem Reflex konnte er noch zustoßen. Wenn das geschah, hatte ich Lady Anne auf dem Gewissen, und das Risiko wollte ich auf keinen Fall eingehen.
»Weg mit der Pistole!«
Auf diesen Befehl hatte ich gewartet. Vergessen hatte er ihn nicht. Mir blieb nichts anderes übrig, als zu gehorchen.
Die Beretta fiel zu Boden.
»Und jetzt zurück! Aber langsam und Schritt für Schritt!«
Dumm war dieser Zombie nicht. Obwohl man ihn als Hülle oder Körper ohne Seele bezeichnen konnte, er hatte es geschafft, sich den Gegebenheiten sehr schnell anzupassen.
Lady Anne schien von den Vorgängen nichts mitzubekommen. Ihre Augen waren verdreht, die Pupillen ohne jeglichen Glanz. Sie hing in den Armen des Totengräbers wie eine Puppe.
Ich gehorchte. Schritt für Schritt näherte ich mich der Tür und entfernte mich immer weiter von meiner Beretta. Als einzige Waffe stand mir nun das Kreuz zur Verfügung. Aber das hing vor meiner Brust und war durch die Kleidung verdeckt. Ob ich je die Chance bekam, es hervorzuholen, war fraglich.
Fürs erste hatte ich den Zombie zufriedengestellt. Er folgte mir, hielt die Distanz immer gleich. Machte ich einen Schritt zurück, dann ging auch er vor.
Ich hatte mich etwas verkalkuliert und stieß mit dem Rücken gegen das Türfutter.
»Nach rechts!« zischte er.
Ich tat, was er gesagt hatte und übertrat die Schwelle. Jetzt stand ich im Gang - und hörte Schritte.
Verdammt, da kam jemand.
Er lief die Treppe hoch, ich wandte den Kopf und sah den Mann in der Kleidung des Obers.

»Zurück!« brüllte ich. »Hauen Sie ab, Mann!«

Er blieb stehen, schaute mir ins Gesicht und sagte: »Ich habe die Polizei…«

»Verschwinden Sie!« Meine Stimme überschlug sich fast. Wenn der Totengräber das Wort Polizei hörte, würde er vielleicht durchdrehen.

Mein Schreien zeigte Erfolg. Der Mann zuckte zusammen, zog den Kopf ein und machte kehrt. Stolpernd lief er die Stufen der Treppe hinunter.

Ich atmete auf. Dieser Kelch war noch mal an mir vorbeigegangen.

Der unheimliche Totengräber hatte nicht genau mitbekommen, was geschehen war, er zeigte sich jedoch irritiert. »Versuchst du einen Trick?«

»Nein.«

»Was war los?«

»Es ist jemand die Treppe hochgekommen.«

»Und?«

»Ich habe ihn wieder weggeschickt.«

»Dein und sein Glück!« zischte er.

Ich rechnete damit, daß er in Richtung Treppe gehen wollte, wurde jedoch enttäuscht. Er wandte sich der anderen Seite, wo der Gang zu Ende war. Dort gab es an einer Seite nur mehr Fenster. Sie alle führten zum Garten.

Was hatte er vor?

»Geh weiter!« zischte er. »Weiter. Oder soll ich ihr die Kehle durchschlagen?«

Das war keine leere Drohung, dieser seelenlose Mordroboter würde es in die Tat umsetzen.

Ich schielte zur rechten Seite. Mit dem ersten Fenster befand ich mich jetzt auf gleicher Höhe, als schon sein scharfer Befehl meine Ohren erreichte.

»Stopp!«

Ich stand sofort.

»Öffnen!«

Er meinte das Fenster. Es war ziemlich hoch, besaß dickes Glas und einen Verschluß wie man ihn vor langer Zeit gehabt hatte. Wahrscheinlich war das Fenster zum letztenmal vor zehn Jahren geöffnet worden, mir bereitete es auf jeden Fall Mühe, den Griff herumzudrehen. Er klemmte, ich mußte Kraft einsetzen, ein paarmal kräftig ziehen, und schließlich hatte ich es geschafft.

Das Fenster war offen.

Er lachte rauh. »Jetzt stell dich auf die Fensterbank!«

Nun kannte ich seinen Plan. Wahrscheinlich verlangte er anschließend von mir, hinunterzuspringen. Wer aus dem zweiten Stock dieses Hauses auf die Erde prallte, hatte wenig Chancen, es zu

überstehen. Schwere Brüche waren die harmloseste Folge. Dieser verfluchte Zombie hielt wirklich die besseren Karten in der Hand.

Ich kletterte auf die Bank. Weigern konnte ich mich nicht, dann gefährdete ich das Leben der Herzogin. Das Fenster besaß zwei Flügel. Einen hatte ich so weit geöffnet wie es ging. Er war ganz zurückgekippt und berührte die Hauswand.

Geduckt stand ich da. Meine Gedanken arbeiteten fieberhaft und suchten nach einem Ausweg. Hinter und unter mir war es dunkel. Ich hatte mir das Gelände auch nicht angesehen und wußte nicht, wohin ich fallen würde.

Der Totengräber grinste kalt. Jetzt hatte er mich dort, wo er mich hinhaben wollte. Mit der linken Hand hielt ich mich am hölzernen Fensterkreuz fest, meine Muskeln waren gespannt, der gesamte Körper stand wie unter Strom.

Dann tat er etwas, was mich überraschte. Plötzlich schleuderte er die Frau zur Seite, stieß einen urigen Schrei aus, hob den Spaten an und rannte damit auf mich zu…

***

Die Schneide würde mich in zwei Hälften teilen!

Dieses Wissen schoß in Bruchteilen von Sekunden durch meinen Kopf.

Der Gang war zwar breit, aber mein Gegner konnte ihn mit zwei Schritten durchqueren.

Die Hälfte hatte er hinter sich gebracht, als ich reagierte. Es war eine reine Verzweiflungstat, denn eine andere Chance blieb mir nicht.

Ich sprang vor und hechtete gleichzeitig nach links. Mit meinem gesamten Körpergewicht flog ich in den Gang hinein, erlebte einen Atemzug lang die Todesangst, spürte, wie etwas an meiner Kleidung zerrte und prallte mit ungeheurer Wucht gegen die Wand.

Ich sah Sterne, krachte zu Boden, hörte einen wilden Schrei, warf mich herum und bekam mit, wie die Beine des Totengräbers verschwanden.

Das Fenster war ihm zum Schicksal geworden. Er hatte seinen Lauf nicht mehr bremsen können und war durch die Öffnung nach draußen gefallen. Ich vernahm das Brechen von Ästen und einen dumpfen Aufprall. Dann war Stille.

Ein Zombie kann auf diese Art und Weise nicht getötet werden! Der Gedanke schoß mir durch den Kopf und sorgte dafür, daß ich wieder auf die Beine kam. Durch den Aufprall gegen die Wand hatte ich mir zum Glück nichts verstaucht oder gebrochen, nur ein paar blaue Flecken würden zurückbleiben.

Ich jagte los.

Um die Herzogin konnte ich mich jetzt nicht kümmern. Sie befand

sich zudem in Sicherheit.
Mein Spurt zur Treppe war olympiareif. Jetzt kam es wirklich auf jede Sekunde an. Den ersten Absatz nahm ich in zwei gewaltigen Sätzen, hielt mich dabei am Handlauf fest und stolperte auch die nächsten Absätze hinunter.
In der Halle stand das Personal. Ich beachtete es nicht, sondern rannte auf die offene Ausgangstür zu. Die dahinterliegende Treppe ließ ich ebenfalls mit zwei langen Sprüngen hinter mir und blieb dann erst stehen.
Wo fand ich den kürzesten Weg zur Rückseite?
Ich brauchte ihn nicht zu suchen, denn der Zombie erschien. Er lief um die Hausecke, geriet in den Schein einer Außenlampe und vernahm meinen Schrei.
»Bleib stehen!«
Er stoppte tatsächlich.
Beide Arme riß er hoch, als er mich sah. Dann schleuderte er mir voller Wut seine Schaufel entgegen. Sie war gut gezielt und hätte mich auch getroffen, doch die Entfernung war einfach zu groß. Ich konnte ohne große Mühe ausweichen.
Das allerdings kostete Zeit, und der unheimliche Totengräber war schon weitergerannt. Er lief nicht direkt in den Wald hinein, sondern blieb auf dem normalen Fahrweg.
Mein Bentley befand sich nur drei Yards entfernt. In Rekordzeit enterte ich den Wagen, startete und fuhr an.
Fernlicht!
Die bläulich weiß schimmernde Halogenlicht schleuderte seine Lichtfülle über den Weg und riß den Flüchtenden aus dem Dunkel der Nacht.
Ich gab Gas.
Angespannt und konzentriert hockte ich hinter dem Lenkrad. Wenn der unheimliche Totengräber so weiterlief, dann hatte ich ihn in ein paar Sekunden.
Er rannte.
Ich war schneller.
Er schien gemerkt zu haben, daß ich ihm auf den Fersen war, denn er drehte sich um.
Gefühl zeigte er nicht. Deutlich sah ich sein blaßgraues Gesicht mit den starren Augen.
Jetzt hatte ich ihn.
Dann ein Sprung. Es sah grotesk aus, wie er zur Seite hüpfte, um dem drohenden Aufprall zu entgehen, aber er schaffte es nicht ganz, weil der Bentley einfach zu schnell war.
Ein Kotflügel erwischte ihn. Im Scheinwerferlicht sah ich, wie er wie eine Gliederpuppe hochgeschleudert wurde und am Straßenrand

verschwand. Er mußte irgendwo im Gras oder in den Büschen liegen.

Ich bremste.

Die Reifen spielten eine schrille Musik, bevor der Wagen endlich zur Ruhe kam. Er stand noch nicht, da hatte ich bereits die Tür aufgestoßen und war ausgestiegen.

Nur ein paar Yards brauchte ich zurückzulaufen. Seine Waffe hatte er verloren, jetzt konnte er mir kaum noch gefährlich werden. Ich hatte inzwischen mein Kreuz hervorgeholt, es baumelte vor meiner Brust.

Er kam aus dem Graben - und er griff mich an.

Plötzlich sah ich, daß ich einer Täuschung erlegen war. Er besaß noch eine Waffe. In der rechten Hand hielt er einen Hirschfänger, ein gefährliches Messer, das von den Jägern benutzt wurde, um erlegtes Wild zu häuten.

Damit wollte er mich töten.

Er war verdammt schnell und stach schon zu, bevor ich ausweichen konnte. Ich bekam soeben noch meinen rechten Arm hoch und hämmerte die Handkante gegen den Unterarm des Zombies.

Der Stoß wurde gebremst. Trotzdem warf mich der Anprall zurück. Ich fiel gegen meinen Wagen und kassierte noch einen Tritt gegen das rechte Schienbein. Tränen schössen mir in die Augen.

Wieder holte er aus.

Blitzschnell tauchte ich zur Seite und achtete dabei nicht auf die Schmerzen. Zwischen Schulter und Ohr wischte die Klinge vorbei, traf den Wagen und riß eine länge Furche in den Lack.

Der Zombie selbst konnte sich nicht mehr fangen und prallte ebenfalls gegen die Karosserie.

Dann konterte ich.

Mit dem Kreuz.

Ich rammte es ihm in die Seite.

Plötzlich stand er steif. Er schien zu wachsen, schlug mit der freien Hand auf das Autodach, und ein Gongschlag ertönte, der sein Ende einläutete.

An der Hüfte begann er schon zu verfaulen. Dort sah die Haut lappig aus, auch seine Kleidung war an der Stelle zerstört worden. Blanke Knochen schimmerten durch letzte Gewebereste. Wild schüttelte der unheimliche Totengräber den Kopf, als könnte er nicht begreifen, daß es für ihn zu Ende war.

Er sackte in die Knie.

Ruckartig geschah dies. Sein Gesicht war zu einer Grimasse verzogen.

Er, mußte ungeheure Schmerzen haben, denn die Kraft des geweihten Kreuzes zerstörte sein untotes Dasein.

Was ihn dazu trieb, sich das Messer in die Brust zu stoßen, wußte ich nicht. Auf jeden Fall verschwand die Klinge bis zum Heft, bevor er nach vorn fiel und auf dem Gesicht liegenblieb.

Ich wartete noch.

Im Streulicht der Scheinwerfer sah ich sein Ende. Er löste sich auf. Über hundert Jahre hatte er gelebt.

Zurück blieb graues Knochenmehl…

***ENDE***